

Schreibwettbewerb 2020/21

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassament des Schreibwettbewerbs 2020/21

Kategorie A

Förderpreis: Schweigen

Emilia Fronius, 1E

Kategorie B

1. Preis: Hey Schniek

Sereina Balmer, 3E

2. Preis: Schwankendes Schiff

Elena Eggel, 2A

3. Preis: Die Wahrheit hinter der Depression / Tränen

Anina Jost, 3D

Kategorie C

1. Preis: Die Hexe

Sarah-Maria Heldner, 4A

2. Preis: Eine Flasche Jack Daniel's

Florian Locher, 5D

3. Preis: Hinter der Tür

Stefanie Kuster, 4G

Förderpreis: Dämonen meiner selbst

Nina Gsponer, Passarelle

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2020/21

Kategoriensponsoren



Roland Lüthi
Generalagent



Peter Ammann
Stv. Generalagent
T 027 922 93 19
peach.ammann@mobilier.ch

RAIFFEISEN

Unverhofft kommt oft.
Wir sind immer für Sie da.

Generalagentur Oberwallis
Roland Lüthi

Alte Simplonstrasse 19
3900 Brig
T 027 922 99 66
oberwallis@mobilier.ch
mobilier.ch

die Mobiliar



ATELIER SUMMERMATTER RITZ
ARCHITECTEN ETH SIA
FURKASTRASSE 7
3900 BRIG
SCHWEIZ
www.summerrmatterritz.ch
info@summerrmatterritz.ch



BCVS|WKB

WOHNDESIGN



Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Manuel Lutz für die Gestaltung der Frontseite, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und dem Rektoratsrat Michel Schmid für die Unterstützung bei der Organisation.

Jury des Schreibwettbewerbs 2020/21

BA Ammann Stefanie
Schauspielerin
Belalpstrasse 12
3904 Naters

stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco
Journalist, Redaktor SRF
Kapellenstrasse 25
3011 Bern

franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp
Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler
Bammattenweg 15
3904 Naters

philipp.eyer@edu.vs.ch.ch

MA Imoberdorf Andreas
Sponsoring und Finanzen
Gymnasiallehrer, Germanist
Lindenweg 6
3904 Naters

andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

lic. phil. hist. Knubel Dominik
Gymnasiallehrer, Journalist
Zenhäusergasse 34
3935 Bürchen

knubel.dominik@vispschulen.ch

Dr. Meyenberg Roger
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Ringstrasse 51
3951 Agarn

roger.meyenberg@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin
Rhodaniastrasse 13
3904 Naters

barbara.schnidrig@edu.vs.ch

MA Scheuber Christian
Jurypräsident
Gymnasiallehrer, Germanist
Schlossweg 21
3904 Naters

christian.scheuber@edu.vs.ch

Die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger erscheinen in diesem Dossier so, wie sie von denselben eingereicht worden sind.

Förderpreis

Kategorie A (1. Klasse)

Emilia Fronius, 1E

Schweigen

Schweigen ist Silber, Reden ist Gold

Im vorliegenden Text geht es um die Themen Alkoholsucht, Co-Abhängigkeit und Gewalt.

Die Autorin entführt die Lesenden in eine Welt des Schmerzes, der Scham und der Sucht. Authentisch werden einige heftige Szenen aus dem Leben eines Mädchens beschrieben, das mit seinem suchtkranken Vater unter einem Dach lebt. Von einem Zusammenleben ist nicht die Rede. Vielmehr versucht die verängstigte Tochter beständig, ihrem betrunkenen Vater nicht in die Quere zu kommen. Die Mutter des Mädchens ist verstorben. Geschwister hat sie keine. Sie ist auf sich allein gestellt.

Bei der Schilderung des beschwerlichen Weges dieses Mädchens bedient sich die Autorin einer einfachen Sprache. Der Text ist realistisch, die Auseinandersetzung wichtig, der Titel treffend: «Schweigen». Viele von Gewalt betroffene Menschen schweigen. Teils schweigen sie ihr ganzes Leben lang. Sie versinken in eine emotionale Starre. Ebenso ergeht es der Protagonistin zu Beginn der Geschichte. Sie leidet unter der Alkoholsucht und Gewalttätigkeit ihres Vaters und schweigt. Sie schämt sich und schweigt. Sie fühlt sich ihrem Vater gegenüber schuldig und schweigt. Sie verdrängt den Schmerz und die Trauer und schweigt. Doch glücklicherweise gibt es in ihrem Leben eine Bezugsperson, mit der sie darüber sprechen kann. Dadurch befreit sich die Protagonistin im Verlauf der Geschichte von der Scham und der Schuld. Sie erkennt, dass sie nicht verantwortlich ist für die Sucht ihres Vaters. Sie entwickelt sich von der schweigenden Tochter zu einer sprechenden jungen Frau. Schweigen ist Silber, Reden ist Gold!

Die Autorin hat es geschafft, mich in ihre Erzählung hineinzuziehen und mich an ihre Figuren zu fesseln. Der Text ist mit viel Herzblut und Phantasie geschrieben und verdient einen Förderpreis.

Stefanie Ammann

Schweigen

Ich sitze auf unserem rostigen Balkon und sehe in den Sonnenuntergang. Beinahe ist es wie früher, wenn man die heruntergekommene Gegend ignoriert, doch dann höre ich das Gebrüll meines Vaters, welches die friedliche Illusion zerstört.

Seufzend stehe ich auf und gehe in die Küche, mein Vater schreit irgendjemanden am Telefon an. Als ich versuche, mich leise an ihm vorbei zu schleichen, bemerkt er mich und packt mich am Handgelenk. Ohne sich von seinem Gesprächspartner zu verabschieden, legt er auf und raunzt mich an: „Oh nein junge Dame, so läuft es hier nicht.“ Ich bin überrascht, dass er nicht lallt, scheinbar hatte er noch nicht seinen morgendlichen Schnaps. „Du sollst heute die Wohnung putzen, kannst dich jetzt nicht einfach davonschleichen.“ Um das zu verdeutlichen, verstärkt er den Druck an meinem Handgelenk. „Ich muss mit Lisi was für die Schule lernen, das hab ich dir doch schon gesagt.“ Ich versuche mich zu befreien. „Und mir ist es scheiß egal, ob du lernen musst. Du wirst es eh nie zu was bringen!“ Dennoch lässt er mich los, dreht sich um und fläzt sich aufs Sofa. Ohne mich weiter zu beachten, schaltet er den Fernseher an.

Froh, davongekommen zu sein, husche ich aus unserer Tür, die, wie bei jeder Bewegung, ein schrilles Quietschen von sich gibt. Anschliessend hetze ich die morsche Treppe hinunter, werde dabei immer schneller, aus Angst, er könnte mir hinterherkommen. Doch natürlich ist er zu faul dafür und so komme ich unbeschadet bei Lisi an.

Meine beste Freundin hält mir schon die Tür auf. Sie hat ihre Schlabbersachen an und hält eine Tüte Chips in der Hand. „Bereit fürs Lernen und Verzweifeln?“, fragt sie und lässt mich grinsend hinein. Ich schüttele die letzte Angst ab, setze ein hoffentlich überzeugendes Lächeln auf und trete ein. Nachdem wir uns ein paar Stunden mit Mathe, Französisch und noch ein paar anderen Dingen abgequält haben, ist es schon spät und ich muss nach Hause.

Als Lisis Eltern mich verabschieden und Lisi mich zur Tür bringt, denke ich mal wieder, wie ungerecht das alles ist. Auf dem Rückweg stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn Mama noch leben würde und mein Vater nicht zu einem aggressiven Säufer mutiert wäre, der immer nur zu Hause sitzt und kurz vor dem Alkoholtod steht. Und dann sehe ich Lisis Familie vor mir, wie sie alle glücklich zusammensitzen und nicht wissen, dass das Leben auch ganz anders aussehen kann. Aber woher sollten sie auch davon wissen, ich habe es ihnen ja nie erzählt, ich schäme mich zu sehr. Ich schweige.

Vor unserer Tür atme ich nochmal tief durch, bevor ich sie aufschliesse und vorsichtig öffne. Wie erwartet, hängt mein Vater auf dem Sofa und ist geistig nicht mehr anwesend. Ich bin erleichtert und gleichzeitig auch enttäuscht. Aber inzwischen erwarte ich eigentlich nichts anderes mehr von ihm. Ich schleiche mich an ihm vorbei in mein Zimmer und schliesse sofort ab. Erst jetzt entspanne ich mich und lasse mich auf mein Bett sinken.

Als ich eine Weile auf meine Wand gestarrt habe, höre ich von drüben Würgegeräusche. Ich spanne mich an, aber erst als es nicht aufhört, sondern immer schlimmer wird, verlasse ich den Schutz meines Zimmers und sehe meinen Vater, der auf dem Rücken liegt und gerade dabei ist, an seiner Kotze zu ersticken. Panisch laufe ich hin und drehe ihn um. Sobald er auf der Seite liegt, lässt das Würgen nach. Ich schaue auf ihn hinunter und merke, dass ich weine.

Schnell wische ich die Tränen weg, ich will nicht, dass er mich zum Weinen bringt. Er hat meinen Schmerz nicht verdient. Nachdem ich mir die Kotze im Bad abgewaschen habe, stehe ich vor dem Spiegel und schaue mich an. Dann gebe ich mir eine Ohrfeige dafür, dass ich wegen ihm geheult habe. Als ich mich wieder einigermaßen gefasst habe, gehe ich zurück in mein Zimmer und rolle mich in meinem Bett zusammen. Ich verbiete es mir zu weinen und hole lieber die Wut aus meinem Inneren hervor, die heiss und zischend hervorkocht.

Ich bin wohl schnell eingeschlafen, denn am nächsten Morgen wache ich ziemlich erholt auf. Ich mache mich auf den Weg in die Küche, darauf bedacht, so leise wie möglich zu sein. Ich will das Monster schliesslich nicht aufwecken, falls es noch schläft. Doch ich habe Pech, es sitzt schon auf dem Sofa und trinkt eine Dose Bier.

Ich verhalte mich so unauffällig wie möglich, was jedoch nichts bringt, er ist wohl schon besoffen, hat wieder nichts gelernt aus gestern Abend, und macht mich von der Seite an: „Wieder Schule heute, un lern, weil man ja sooo besonders is“, dann spuckt er auf den Boden. Ich ducke mich, es ist mir unangenehm, dass er immer solche Dinge sagt. Plötzlich steht er auf und reist mir meine Schultasche aus der Hand. „ICH HAB HIER ZU SEIN, ALSO DU AUCH, DU HAST KEIN BESSERES LEBN VERDIENT, BEI DEIN SCHICKIMICKI TUSSEN!“, brüllt er mich an. Ich bekomme Angst, doch ehe ich reagieren kann, schlägt er mir mit der flachen Hand ins Gesicht. Ich taumle zurück, Tränen schiessen mir in die Augen und ich spüre Blut aus meiner Nase rinnen. Meine Hände vors Gesicht geschlagen, weiche ich zurück, fort von ihm. Er hat sich schon wieder beruhigt, hat nur noch die bösen kleinen Suffaugen zusammengekniffen und lässt sich rückwärts auf die Couch fallen. Dann trinkt er sein Bier weiter, als ob nie etwas passiert wäre.

Ich klaube meine Schultasche vom Boden, stürze zur Tür hinaus und schlage sie hinter mir zu. Dann laufe ich weiter, die Treppe hinunter, verlasse das Haus und renne die Strasse entlang. Ich weiss, wo ich hinwill: Zu einem verlassenem Hinterhof, der nur wenige Minuten von uns entfernt ist. Dort angekommen, lasse ich mich auf einer muffeligen Matratze nieder, ziehe die Knie an und fange an zu weinen. Er hat mich schon geschlagen, schon oft, und doch tut es jedes Mal wieder weh. Nicht nur körperlich, auch mein Herz schmerzt jedes Mal. Nach ein paar Minuten, in denen ich heftig geatmet habe und mir die Augen aus dem Kopf geheult habe, wische ich mir mit dem Ärmel übers Gesicht, schniefe nochmal und hole mein Telefon aus der Schultasche. Als ich auf den spiegelnden Bildschirm schaue, sehe ich, dass er nicht nur meine Nase getroffen hat. Auch mein linkes Auge hat eine bläuliche Färbung angenommen und sieht geschwollen aus. Tief atme ich ein und denke nach. Ich kann heute auf keinen Fall in der Schule fehlen, wir haben eine Matheprüfung. Also greife ich in meine Tasche und hole meine Sonnenbrille raus, die ich zum Glück immer dabei habe. Nachdem ich sie aufgesetzt habe, betrachte ich mich. Man sieht kaum etwas vom Auge und die Lehrer sehen es zum Glück ziemlich locker mit der Kleiderordnung. Die blutige Nase werde ich einfach mit einem Sturz begründen. Ich stehe auf, noch ein bisschen wackelig, aber das geht schon. Es muss. Dann mache ich mich auf den Weg.

Bei der Schule angekommen, sehe ich sofort Lisi und die anderen, die auf dem Schulhof stehen und auf mich warten. Als ich näherkomme, höre ich erschrockenes Einatmen von meinen Freunden. Ich ziehe die Mundwinkel hoch und zucke mit den Schultern. „Ist nicht schlimm,

bin nur vorhin die Treppe zu unsrer Wohnung runtergefallen, ich Tollpatsch.“ Dann ziehe ich Lisi schnell mit mir, um weitere Fragen zu verhindern. „Kommt schon, die warten nicht auf uns!“, rufe ich und betrete das Gebäude. Ich spüre Lisis sorgenvollen Blick auf mir, doch ich ignoriere ihn und ziehe sie weiter. Als wir im Raum ankommen, sind alle anderen bereits da. Dann beginnt die Prüfung und ich habe erst mal meine Ruhe.

Nach der Prüfung sind alle ganz nervös und diskutieren miteinander, ob nun diese oder doch eine andere Lösung richtig war. Ich stehe mich unbemerkt aufs Klo davon.

Dort stehe ich am Waschbecken, ziehe die Sonnenbrille von meinem Gesicht und begutachte im Spiegel mein Auge. Als ich gerade dabei bin, es vorsichtig abzutasten, öffnet sich die Tür und Lisi kommt herein. Erschrocken versuche ich schnell mein Gesicht mit meiner Hand abzuschirmen und drehe mich von Lisi weg. Doch es ist zu spät, ich höre sie entsetzt einatmen. Scheinbar sieht es schlimmer aus, als ich dachte. Ich will gerade den Mund aufmachen, da kommt Lisi mir zuvor: „Du musst mir endlich sagen, was los ist! Ich mache mir unglaubliche Sorgen um dich, schon eine Weile, ich habe mich nur nie getraut, dich darauf anzusprechen. Aber das geht echt zu weit, du siehst schlimmer aus als ein Boxer nach dem Kampf!“ Ich grinse über diesen meiner Meinung nach völlig übertriebenen Vergleich, doch als ich Lisis Gesichtsausdruck sehe, lasse ich das sofort wieder bleiben. Ich überlege schon, was ich ihr erzählen soll, da meint Lisi: „Und erzähl mir keinen Quatsch, ich merke das, und wenn du mir nicht vertraust, brauchen wir keine Freunde sein.“ Sie verschränkt ihre Arme. Ich ziehe die Schultern hoch, ich weiss, dass sie Recht hat. Dann nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und erzähle ihr alles.

Sie unterbricht mich kein einziges Mal, auch wenn meine Erzählung manchmal ganz schön durcheinander ist. Als ich geendet habe, wische ich mir ein paar Tränen aus dem Augenwinkel und sehe, dass sie dasselbe tut. Sie macht ein paar Schritte auf mich zu und umarmt mich. Als hätte ich nur darauf gewartet, klappe ich auf einmal zusammen und klammere mich an ihr fest. Dann heule ich los, noch schlimmer als heute Morgen, und rotze ihr ganzes T-Shirt voll. Sie heult auch und dann stehen wir ungefähr zehn Minuten so im Klo. Schliesslich macht sie sich von mir los, packt mich an den Schultern und sagt: „Du musst damit sofort zur Direktorin gehen, das ist Kindesmisshandlung.“ Als ich nicht sofort reagiere, rüttelt sie mich. „Hörst du!“ Ich fühle mich unwohl. „Ich weiss nicht, was wenn ich dann ins Heim komme oder so, weil er ins Gefängnis muss? Oder zu irgendeinem Verwandten, den ich gar nicht kenne, ganz weit weg von hier? Das will ich nicht!“ Ich schüttele entsetzt den Kopf. Ich darf auf gar keinen Fall weg von meinen Freunden, weg von Lisi! Ausserdem fühle ich mich meinem Vater gegenüber schuldig, denn ich konnte nicht verhindern, dass aus ihm ein alkoholbetriebenes Monster wird. Aber das sage ich Lisi nicht, sie würde es nicht verstehen. „Du hast Recht, er muss bestimmt ins Gefängnis, das hat er auch verdient! Aber meine Eltern würden dich sicher aufnehmen, sie kennen dich seit so vielen Jahren, du wohnst eh schon praktisch bei uns. Aber das darf auf keinen Fall so weitergehen. Ich komme natürlich mit dir zur Direktorin und wenn du nicht gehst, dann gehe ich. Denn ich will nicht das irgendjemand, und schon gar nicht du, so behandelt wird.“

Ich sehe sie an. Sie steht vor mir, mit glühend wütendem Blick und da weiss ich, dass ich keine Angst haben muss. Lisi wird mich niemals im Stich lassen und meine anderen Freunde auch

nicht. Auch Lisis Eltern stehen hinter mir, da hat sie auch Recht. Ich atme tief durch und dann nicke ich. „Okay, lass uns zur Direktorin gehen.“ Lisi lächelt, wir straffen beide die Schultern. Sie fasst mich an der Hand und wir machen uns auf den Weg. Ich schweige nicht mehr, nie wieder. Denn ich bin nicht alleine, und ich bin stark.

2019 wurden in der Schweiz 19'669 Straftaten im Bereich häusliche Gewalt registriert. Rund 40 % aller registrierten Straftaten 2019 sind dem Bereich häusliche Gewalt zuzuordnen. In Partnerschaften sind 2019 rund 72 % der Opfer weiblich. In Eltern-Kind-Beziehungen / anderen Verwandtschaftsverhältnissen sind rund 59 % weiblich.

Quelle: www.ebg.admin.ch, PDF a4_zahlen-zu-haeslicher-gewalt-in-der-schweiz

1. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Sereina Balmer, 3E

Hey Schniek

Die Kurzgeschichte «Hey Schniek» handelt von einer jungen Frau, die sich mit knapp dreissig Jahren entscheidet, ihr Leben zu beenden. Der Autorin Sereina Balmer gelingt es, mit der Form von Tagebucheinträgen das Leben der jungen Frau zu skizzieren. Die Leserschaft erhält so die Möglichkeit, in die Gedankenwelt dieser jungen Frau einzutauchen.

Sarkasmus als Selbstschutz, gepaart mit tiefer Trauer, zieht sich durch die Geschichte. Trotzdem gelingt es der Autorin, durch kurze geistreiche Einschübe, den Fokus auf essentielle Themen zu lenken: die Suche nach Bestimmung, den Tod oder das Leben in Beziehungen. Als Leser kann ich schmunzeln und sinnieren, mich jedoch auch über das Klischeedenken bezüglich Rumäniens aufregen. Gut so. So muss eine Kurzgeschichte wirken.

Auffallend ist der Umgang der Autorin mit Sprache. Mit Leichtigkeit und verspielt bedient sie sich beim Berliner Dialekt und streut englische Begriffe in die Kurzgeschichte ein. Stets dosiert und präzise. Wunderschön zu beobachten ist bei der Lektüre ebenfalls die sprachliche Entwicklung der Hauptprotagonistin. Vom Slang der Jugendlichen hin zu klar überlegten Formulierungen einer jungen Frau. Und einfach schön ist die sprachliche Gestaltung des Suizids. Sehr stimmig, ohne Kitsch, Frust und Zweifel.

«Hey Schniek» ist durchdacht und zeigt das Sprachgefühl der Autorin. Sereina Balmer, herzliche Gratulation zum Sieg in der Kategorie B!

Dominic Knubel

Hey Schniek

Hey Schniek,

2.4.2025

Einer Person zu schreiben, die nicht mehr existiert, ist nicht meine Art. Ausserdem weiss ich nicht mal, ob du das Geschriebene somehow lesen wirst, deshalb ist dieses Buch, dieses Tagebuch, welches für dich bestimmt ist, eine bizarre Idee. Ich hab in nem Artikel gelesen, dass es helfen kann, Briefe an Verstorbene zu schreiben, wenn man mit deren Verlust nicht klarkommt. Schaden wird's nicht. Ich werde also versuchen, regelmässig hier rein zu schreiben. Sobald das Buch voll ist, werde ich es dir neben dein Grab legen oder so, mal schauen.

Vor fünf Tagen bin ich auf deiner Beerdigung gewesen. Rate mal wer da gewesen ist! Frau Müller. Die Frau Müller, die dich immer blamiert hat, die sich über dich lustig macht hat und die es sich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat, dir das Leben zur Hölle zu machen. Es ist ein komischer Anblick gewesen, sie ganz in schwarz gekleidet mit Tränen in den Augen in der Nähe deines Grabes zu sehen. Am liebsten wäre ich zu ihr hingegangen und hätte laut herausgeschrien, dass sie aufhören soll ihre Trauer vorzutäuschen. Es hat mich wirklich aufgeregt. Menschen, die nur etwas vorspielen, um respektiert zu werden und um liebevoll und nett zu wirken, regen mich auf. Die Beerdigung ist himmeltraurig gewesen, abgesehen davon, dass wir halt von ner Beerdigung sprechen. Es war kalt und es hat in Strömen geregnet. Würde man ein Buch über deine Beerdigung schreiben, wären die Deutschlehrer erquickt, weil es so viel zu analysieren gibt.

By the way, ich bin pissed. Ich bin pissed, weil du dich nicht verabschiedet hast und mich ganz allein hier zurückgelassen hast. Ich bin pissed, weil ich als Letzte davon erfahren habe, dass du tot bist. Bin bei dir klingeln gekommen, es hat niemand geöffnet, bin also davon ausgegangen, dass du schon weg bist. Erst am nächsten Morgen wurde mir auf Umwegen mitgeteilt, dass du verreckt bist. Ausserdem bin ich pissed, weil ich nicht mal weiss, was die Todesursache war. Rin und die wissen's übrigens auch nicht. Wollte noch deine Eltern fragen, aber wär doch voll weird, wenn ich einfach mal hingehge und sie frage, weshalb und wie ihre Tochter gestorben ist. Und jetzt kann ich sie auch nicht mehr fragen. Wenn ich sie jetzt danach fragen würd, würd ich sie nur traurig machen. Und wenn ich ein paar Monate warte und sie dann fragen würd, wär es nur noch weirder. Also danke dafür.

Hey Schniek,

24.4.2025

Es fühlt sich voll strange an, jeden Eintrag so anzufangen aber naja. Das passende Adjektiv für die vergangenen Wochen lautet 'himmeltraurig'. Wollte dir eigentlich öfters schreiben, aber ist halt nix Erwähnenswertes passiert. Bin zwei Wochen zuhause geblieben, wollte die Opportunity nutzen, blau zu machen, ohne dass ich zuhause nen Zusammenschiss bekomme. Abgesehen davon, ist es mir nicht gut gegangen. Bestimmt weisst du noch, dass du mir mal gesagt hast, ich solle nicht traurig sein, wenn du mal stirbst. Ist gar nicht mal so einfach. Aber weil ich dir versprochen habe, nicht traurig zu sein, werde ich in diesen Einträgen nicht erwähnen, wie sich mein Herz mit Leere füllt, wie tiefbetrübt und gebrochen ich mich fühle oder wie sich meine Lebenskraft verpisst. Ausserdem habe ich dir versprochen, dass der Rektor dein Gesicht nicht in ne Mail packt und dieses hässliche Foto von dir der ganzen Schule schickt. Hätte mich drum gekümmert, wenn ich früher gewusst hätte, dass du gestorben bist. Selbst schuld, hättest dich halt von mir verabschieden müssen. Letzte Woche bin ich dann wieder zur Schule gegangen. Verfluchter Mist! Ich komm mit dem ganzen Mitleid nicht klar und will ehrlich gesagt nur in Ruhe gelassen werden. Das verstehst du bestimmt. *Verstehst,*

würdest verstehen, hättest bestimmt verstanden? Was für Verbformen braucht man, wenn man ner toten Person schreibt? Wir werden es nie erfahren.

Hey Schniek,

7.5.2025

Alles Gute zum Geburtstag. Du wirst heute / wärst heute neunzehn (geworden). Hab mir vorgenommen, dir zu diesem Geburtstag einen Kuchen zu backen aber, Überraschung, du bist tot und könntest den Kuchen nicht essen. Auch wenn du leben würdest, könntest du den Kuchen wahrscheinlich nicht essen, weil er sicherlich abartig ekelhaft schmecken würde. Das ist literally das letzte Mal, das ich dir schriftlich zum Geburtstag gratuliere. Ich will das nicht jedes Jahr durchmachen. Ich will nicht jedes Jahr daran erinnert werden, dass du nur geboren wurdest, um zu sterben und in deinem Leben absolut nichts erreicht hast. Sorryyy. Aber du hast dir ja eh nie viel aus Geburtstagen gemacht.

Naaa Schniek?

13.5.2025

Heute mal real talk. Ich vermisse dich. Hab's dir zwar nie gesagt, aber du hast mir viel bedeutet, bedeutest mir immer noch viel und was würde ich geben, um nochmals mit dem lebendigen Dir zu interagieren. Bin mir nicht sicher, ob ich dir das sagen sollte, aber im letzten Jahr ist es mir nicht gut gegangen. Es ist mir miserabel gegangen. Das, was mich angetrieben hat, bist du gewesen. Ich habe den Gedanken nicht ausstehen können, dass du wegen meinem Tod traurig bist. Abgesehen davon habe ich gelebt um dich leben zu sehen. Ich wollte sehen, wie du dich verliebst, heiratest, vielleicht sogar Kinder kriegst. Ich wollte sehen wie du dich entwickeln würdest. Das hast du mir genommen und nun sehe ich keinen Sinn mehr darin zu leben. Unsere Taten sind nicht von Bedeutung und jeder, der uns kennt, wird sterben. Wir werden in Vergessenheit geraten, ohne dass wir etwas Bedeutendes getan haben. Das ist schon traurig. Die letzten Wochen sind rough gewesen und meiner mentalen Gesundheit geht's nicht gut. Das nehme ich jedenfalls an. Zu nem Therapeuten will ich bekanntlich ja ned. Es fühlt sich alles surreal an. Ich sollte beispielsweise lernen, weil ich am nächsten Tag ne Prüfung hab, aber ich lieg den ganzen Tag nur im Bett und mache nichts. Ich meine wirklich überhaupt nichts. Niente. Ich lieg da, schau die Decke an und denke nicht mal. Es ist nicht so, dass ich denke, nichts zu denken, sondern so, dass ich wirklich nichts denke und erst später merke, dass ich an nichts gedacht habe. Dann schau ich auf die Uhr und sehe, dass ganze fünf Stunden vergangen sind. Fünf Stunden gefüllt mit nichts. Vollkommen verschwendete Zeit. Fünf Stunden, in denen ich nur eine leere Hülle gewesen bin und nicht mal realisiert hab, dass ich schon so lang nichts bin, nichts mache und nichts denke. Ich glaub dein Tod hat mich dumm gemacht. Dafür würd ich dir gern eine reinhauen.

Hey Schniek,

25.8.2025

Meine Mutter beklagt sich immer über mein unaufgeräumtes Zimmer, aber ich kann mich einfach nicht dazu motivieren es aufzuräumen. Ich fühle mich völlig antriebslos und Aktivitäten, die mir früher grosse Freude bereitet haben, frustrieren mich nur noch. Ich nehm die Gitarre und will ein paar Saiten zupfen, aber nach wenigen Versuchen leg ich sie wieder weg, weil es furchtbar klingt. Das Zeichnen liegt mir nicht mehr. Die Augen sehen nicht gleich aus, die Farben harmonieren nicht oder das Blatt ist mitten im Prozess zerknittert. Schon wenn ich daran denke, rast mein Puls auf 180. Auch Frühstück esse ich keines mehr. Ich hungere morgens nicht mehr, dafür aber den Rest des Tages. In der Schule kann ich mich nur noch die ersten zehn Minuten konzentrieren, danach bin ich wieder ganz wo anders. Von den Mitschülern kommt deshalb oft ein «Bist du dumm?» Ganz ehrlich? Ich weiss es nicht. Aber es fühlt sich so an. Dumm, hässlich, pummelig, einsam.

Hey Schniek,

17.2.2027

Keine Sorge, ich habe dich nicht vergessen. Ich habe nur das Buch verlegt. Sorryyyy. Ich habe endlich die Matura hinter mir und habe ein Studium im Bauingenieurswesen angefangen. Ich bereue es ehrlich gesagt jetzt schon. Aber gute Neuigkeiten, denn ich habe jetzt meine eigene kleine Wohnung. Die Nachbarn sind recht laut, aber ansonsten ist alles prima. Ausserdem habe ich jemanden kennengelernt. Sein Name ist Arman. Ich bin mir sicher, dass ihr euch prächtig verstanden hättet. Zugegebenermassen bin ich ein bisschen verliebt. Es macht mich traurig, dass du dieses wunderbare Gefühl nie erleben konntest. Mit Rin und denen habe ich keinen Kontakt mehr, ich weiss nicht mal, was sie jetzt machen. Denkt man so darüber nach, sind Beziehungen schon recht mühsam. Wenn man einmal eine Beziehung zu jemandem aufgebaut hat, muss man sie weiter aufrechterhalten. Wenn man den Kontakt verliert, muss man die Beziehung wiederaufbauen. Dieser anstrengende Zyklus erfordert viel Zeit. Zeit, welche ich nicht bereit bin zu investieren.

Hey Schniek,

4.3.2028

Es läuft so gut wie nie zuvor. Arman hat mir, etwas früh, aber mir soll's recht sein, einen Heiratsantrag gemacht. Ich fand endlich Freunde, bei denen ich mich nicht verstellen muss und die mich nicht aufregen, wenn ich mich zu lange mit ihnen abgebe. Sie schmatzen nicht, sie atmen nicht zu laut, sie lassen Abstand zwischen uns beim Laufen und sie sind nicht so egozentrisch, wie die meisten Individuen unserer Gesellschaft. Ganz nebenbei habe ich auch im Lotto gewonnen. Ganze 300'000 CHF. Damit sollte ich eine finanzielle Absicherung haben.

Hey Schniek,

29.1.2029

Schon lange nichts mehr von mir gehört, was? Arman hat mich mit einer guten Kollegin betrogen. Sozusagen ein Doppelbetrug. Lustig, findest du nicht? Aber wenigstens läuft es finanziell recht gut. Aber das wäre dann auch schon das Einzige, das gut läuft.

Hey Schniek,

14.5.2029

Das Studium hat mich gottlos angekotzt, darum habe ich es abgebrochen, mir einen kleinen Wohnwagen gekauft und fahre durch nun kreuz und quer durch Europa. Ich habe kein bestimmtes Ziel, keine bestimmte Route und nicht den blassesten Schimmer, was ich mir davon erhoffen könnte. Der Wohnwagen ist grossartig! Nur an das Aufs-WC-Gehen muss ich mich noch gewöhnen. Nachts habe ich so ganz alleine auch etwas Angst, aber mit dir als Schutzengel muss ich mich vor nichts fürchten, oder? Man muss allerdings erwähnen, dass du zu deinen Lebzeiten sehr tollpatschig und unkonzentriert gewesen bist. Gib dir also bitte etwas mehr Mühe. Aber ich glaube an dich! Wir schaffen das schon.

Hey Schniek,

28.4.2031

Ich bin in vielen Ländern gewesen, habe viel gesehen und viel unternommen. Ich bin sogar Fallschirmspringen gewesen! Aber weil ich so viel gesehen und unternommen habe, weiss ich nicht, wie es jetzt mit mir weitergehen soll. Ich glaube, dass ich diese Reise gestartet habe, weil ich mir im Unterbewusstsein erhofft habe, meine Bestimmung zu finden. Das klingt behämmert. Tut mir leid. So eine gute Beziehung, wie ich sie zu dir gehabt habe, habe ich keine mehr. Ich bin lange einsam gewesen und auch wenn das Vertreiben der Einsamkeit nicht lebensnotwendig ist, schadet es sicher nicht. Deshalb habe ich oft nach One-Night-Stands gesucht. Der Begriff One-Or-More-Days-But-Not-More-Than-Thirty-Days-Stands passt wohl besser. Eine kurz miteinander verbrachte, aber schöne, Zeit passt mir viel mehr als eine mühsam aufrechterhaltene Freundschaft.

Hey Schniek,

5.9.2031

Ich bin in Rumänien und werde es auch für die nächste Zeit bleiben, denn ich habe einen Job im Tierheim angenommen und kümmere mich nun um die Strassenhunde. Es fühlt sich gut an, das Leben anderer Lebewesen zu verbessern. Es hat auch viele Kinder, die Hilfe bräuchten, doch ich bevorzuge Tiere, denn die menschliche Spezies ist barbarisch. Das ist sie schon immer gewesen, das wird sie auch immer sein. Sich also für die Nachkommen dieser Spezies einzusetzen ist in meinen Augen Zeitverschwendung.

Hey Schniek,

13.3.2032

Jemand hat vergangene Nacht das Tierheim in Brand gesetzt. Ich wohne etwa dreissig Minuten entfernt und habe es erst heute Morgen erfahren. Alle Lebewesen, um die ich mich so fürsorglich gekümmert habe, sind ums Leben gekommen. Da du mein Schutzengel bist, jedenfalls rede ich mir das gerne ein, wäre es schön, wenn du solche Situationen zukünftig aus dem Weg schaffen würdest. Schliesslich hat der Tod dieser Tiere mich hart getroffen. Als Kompensation könntest du die Übeltäter aufsuchen und sie irgendwie verbrennen lassen. Ich verlasse mich auf dich!

Hey Schniek,

22.6.2034

Es sind ein paar Jahre vergangen. Tut mir leid, dass ich keine Einträge gemacht habe. Da die Übeltäter nicht gefasst worden sind, gehe ich davon aus, dass du dich um die Angelegenheit gekümmert hast. Danke schön! Nun kommen wir zum Wesentlichen. Ich habe ein neues Tierheim aufgebaut. Das Gebäude besteht weniger aus Holz und mehr aus Beton mit viel Aussengehege. Ich habe viele Spenden erhalten und habe nun Angestellte, welche sich mit mir um die Tiere kümmern. Ich glaube, dass mein Leben den Höchstpunkt erreicht hat. Ich meine zu wissen, dass ich meine Bestimmung erfüllt habe und glaube, dass ich jetzt sterben darf.

Hey Schniek,

8.1.2035

Ich habe dieses kleine Buch zum ersten Mal durchgelesen und entschuldige mich für meine Ausdrucksweise am Anfang. Dies ist ein letzter Eintrag, denn ich bin zur Erkenntnis gekommen, dass das Leben aus Hochs und Tiefs besteht und ich das nächste Tief nicht abwarten will. Ich bin an meinem ultimativen Hoch angelangt, darauf sollte also auch ein Tief folgen, welches bis hinunter in die Asthenosphäre reichen wird, vielleicht sogar bis in die Hölle, auch wenn mir nicht ganz klar ist, wo sich diese befinden soll. Doch nicht etwa im Kern? Weil ich lieber sterbe, wenn ich glücklich bin, habe ich beschlossen mein Leben vorzeitig zu beenden. Das wäre dann mein Happy End. Für mich ist schon lange klar gewesen, dass ich Selbstmord begehen werde, bevor ich alt und zum Pflegefall werde. Ein Schauer durchläuft mich bei der Vorstellung, von Fremden gepflegt zu werden.

Die meisten Gedanken habe ich mir über die Musik gemacht. Welche Lieder, welche Bands, dürfen mich in den Tod begleiten? Es ist keine einfache Entscheidung gewesen. Die meisten Songs, die ich ausgelesen habe, stammen aus meiner Emo-Phase. Diese Bands haben mich mein Leben lang begleitet und sollen dies auch bis in meinen Tod hinein. Ich habe mir extra noch die Mühe gemacht, den Spotify Code auszudrucken und reinzukleben, für den Fall, dass du den aus dem Himmel aus scannen kannst oder so. Voraussetzung ist natürlich, dass du im Besitz von Spotify bist. Leider habe ich vergessen, die Songs zu ordnen. Das wird mir noch einiges Kopfzerbrechen bereiten, zumal ich nicht weiss, wie lange es dauern wird, bis ich mein Bewusstsein verliere. Ich will nämlich unbedingt, dass 'Goodbye Agony' von Black Veil Brides das Stück ist, welches ich als letztes hören werde.



Nicht nur die Musik, sogar den Ort habe ich schon festgelegt. Ich werde zurück in die Schweiz fahren. In Spiez kenne ich eine kleine Strasse, die zu einem Rastplatz führt. Von dort aus sieht man den See und die Berge dahinter. Es wird schön, da bin ich mir fast sicher. Ich werde langsam einschlafen, da ich zuvor eine Schlaftablette eingenommen haben werde. Durch die Kohlenstoffmonoxidintoxikation werde ich dann bewusstlos und die Atmung wird aussetzen. Ich werde nicht darauf eingehen, wie ich das Fahrzeug mit Kohlenmonoxid füllen werde, da du das aus dem Himmel aus bestimmt sehen wirst.

Da ich keine engen Freunde mehr habe, werde ich auch nicht vermisst werden. Ich muss also keine Angst haben, dass jemand wegen mir traurig sein wird. Ob meine Eltern denn nicht traurig sein werden, fragst du dich bestimmt. Die sind vor einigen Jahren gestorben. Ihr Tod war nicht ansatzweise so bedrückend wie deiner, darum habe ich dir auch nicht darüber berichtet. Das Tierheim in Rumänien und die Hälfte meines kleinen Vermögens habe ich in die Hände einer Angestellten gegeben. Ich bin mir sicher, dass sie sich gut um alles kümmern wird. Den Rest habe ich gespendet.

Zurückblickend muss ich sagen, dass mein Leben viele schöne Momente gehabt hat. Die meisten dieser Momente, welche zu Erinnerungen wurden, habe ich mit dir erlebt. Ich weiss beispielsweise noch, wie du dich früher darüber aufgeregt hast, dass ich dir den Spitznamen Schniek verpasst habe. «Das ist ein Adjektiv und kein Nomen! Das kann kein Name sein!» Hättest du dich nicht so darüber aufgeregt, hätte ich es bestimmt seinlassen.

Vielleicht erinnerst du dich an das Spiel Genshin Impact, nach dem ich früher süchtig war. Ich habe es nie deinstalliert und mindestens einmal die Woche ein paar Hilichurle bekämpft. In diesem Spiel hat Albedo etwas gesagt, das mir bis heute geblieben ist: «Life is a manifold tapestry of free entities, its value shouldn't derive from how long it stays with us. Even a momentary burst is precious». Mein kurzzeitiges Aufblitzen ist nun vorbei. Es war ein schönes kurzzeitiges Aufblitzen. Man sieht sich, oder vielleicht auch nicht. Vielleicht nur kurz, wenn man mich vom Himmelstor hinunter in die Hölle katapultiert und du gleichzeitig zurück hoch in den Himmel wanderst, weil du kurz kontrollieren wolltest, ob ich schon in der Hölle angelangt bin. Vielleicht gibt es aber kein Leben nach dem Tod. Das ist das, was wir beide schon immer angenommen haben. Einerseits hoffe ich, dass dies der Fall ist, denn dann werde ich nie wieder Leid ertragen müssen. Andererseits wäre das allerdings jammerschade. Denn dann könnte ich mich nicht von dir verabschieden. Dann könnte ich dich nicht fragen, wieso du gestorben bist. Genug jetzt mit dem sentimental Gelaber. Man sieht sich vielleicht.

- Hiwa

PS; Das Buch werde ich nicht zu deinem Grab bringen. Ich werde noch etwas darin rumblättern und mich an die guten alten Zeiten zurückerinnern. Sorryyyy.

2. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Elena Eggel, 2A

Schwankendes Schiff

Der Text von Elena Eggel beginnt zunächst wie eine übliche Kennenlerngeschichte. Ben prallt auf Lily in einer übervollen Bar und umgekehrt. Doch was auf den ersten Blick wie ein "meet cute" scheint, und aus Bens Perspektive vielleicht auch ist, nimmt sogleich eine düstere Wendung: Lily erkennt den Mann an der Bar und ergreift vor Panik die Flucht. Grundlegend verändert sich nun die Erzählung, als die Autorin abwechselnd aus Lilys und aus Bens Perspektive die Ereignisse darlegt, die ein Jahr vor diesem erneuten Treffen stattgefunden haben. So finden wir heraus, dass dies nicht Lilys erste Flucht war.

Die Autorin lenkt geschickt die Wahrnehmung der Lesenden, lässt sie gemeinsam mit der Vespa über den Asphalt rollen, um sie im nächsten Augenblick mit Scheinwerferlicht aufzuschrecken. Der Lesende schwankt nun zwischen den Perspektiven einer, von Gewissensbissen geplagten, Fahrerflüchtigen und eines, mit Verständnislosigkeit ringenden, Unfallopfers hin und her. Ein gelungenes Spiel mit Erzählperspektiven, dramatischer Ironie und Leerstellen.

Wäre es besser gewesen, schlafende Hunde liegen zu lassen, die nur um der eigenen Katharsis willen geweckt würden? Stört das Sich-zu-erkennen-geben der Täter die bisher geleistete Bewältigungsarbeit der Überlebenden? Schlussendlich entscheidet sich Lily dagegen, Wiederholungstäterin zu werden. Ob beide Figuren eine gemeinsame Richtung einschlagen, lässt die Autorin offen.

Barbara Schnidrig

Schwankendes Schiff

Ben

Eine Klingel läutet, als ich die Bar betrete. Das Lokal ist brechend voll. Aus den Lautsprechern ertönt Musik. Die Bässe vibrieren leicht unter meiner Haut. Mein Blick schweift durch den Raum. Die Neonröhren an der Decke scheinen hinunter und tauchen mich in ein grelles Licht. Ich suche einen freien Platz. Ganz vorne an der Theke erspähe ich eine junge Frau. Sie trinkt ihre Tasse aus und drückt der Bedienung einen Geldschein in die Hand. Eilig zieht sie ihre Winterjacke an, steht auf und steuert auf mich zu. Naja, wohl eher auf die Tür neben mir. Mit Vorsicht zwingt sie sich an mir vorbei und verlässt die Bar. Ich steuere auf den jetzt freien Sitzplatz an der Theke zu und setze mich auf den Lederhocker.

Lily

Gedankenverloren rühre ich mit dem Löffel durch die Tasse. Der Milchschaum vermischt sich mit dem Kaffee. Ein Luftzug streift meinen Nacken. Ich ziehe die Schultern hoch, vermeide die Kälte auf meiner Haut. Die Tür geht auf und ein Mann betritt die Bar. Ich will einen Schluck aus meiner Tasse trinken, halte aber mitten in der Bewegung inne. Meine Hand umschliesst den Henkel der Tasse fester und durch den Druck werden meine Finger ganz weiss. Ich versuche mein Zittern zu unterdrücken. Braune Flüssigkeit schwappt über den Tassenrand. Ich blicke nochmals in die Richtung des Mannes, will ganz sicher sein, mich nicht getäuscht zu haben. In diese Augen habe ich schon einmal geblickt. Diese Augen haben mich Tag und Nacht verfolgt. Und es lässt keine Zweifel übrig, zu wem sie gehören. Ich schlucke das Getränk hinunter, bezahle und stehe auf. Schnellen Schrittes steuere ich auf den Ausgang zu, fliehe, will nur noch weg. Ich habe dieses Gefühl schon einmal erlebt. Diese Enge in der Brust, die Panik, die Hilflosigkeit. Die ganze Geschichte spielt sich wieder vor meinen Augen ab. Und damals habe ich die falsche Entscheidung getroffen.

Ein Jahr zuvor

Lily

Eine Brise pfeift in meinen Ohren, als ich spätabends auf dem Heimweg bin. Die Sonne ist schon lange am Horizont untergetaucht. Mühsam versuchen meine Augen sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Ich orientiere mich an der Strassenmarkierung. Die Räder meiner Vespa rollen über die weissen Striche. Ich versuche sie zu zählen, scheitere aber, weil sie immer schneller unter dem Rad verschwinden. Der Fahrtwind wirbelt meine Haare, die unter dem Helm hervorschauen, durch die Luft. Mit einer Hand bändige ich sie, die andere steuert weiterhin das Fahrzeug.

Plötzlich verändert sich die Farbe der Streifen. Weiss wird zu gelb, gelbe Streifen, die eine Strassenseite mit der anderen verbinden. Aus dem Nichts taucht unerwartet, direkt vor meinem Frontlicht, eine Gestalt auf. Entsetzt reisse ich die Augen auf. Mit aller Kraft drücke ich die Bremse und drehe den Lenker um. Die Räder quietschen auf dem Asphalt, mein Körper wird in den Sitz gedrückt. Ich spüre instinktiv, dass ich die Person touchiert habe, bitte aber insgeheim, mich getäuscht zu haben. Vor mir liegt ein Mann erstarrt auf dem

Fussgängerstreifen. Im Licht der Scheinwerfer sehe ich sein Gesicht, das sich vor Schmerz verzieht. Sein Blick trifft den meinen. Blaue Augen starren mich entgeistert an und ich präge sie mir wie ein Brandmal ein. Erinnerungen kreisen um mich herum, dringen langsam zu mir durch: die weissen Linien, der Wind, die Haare, dann der Knall. Ich will und kann nicht denken, die Leitung zu meinem Gehirn ist unterbrochen. Sie ist zugefroren und taut nicht mehr auf. Gedanken prallen ab und ich bin wie gelähmt. Ich sehe nur diese Augen, die tief in mein Inneres blicken. Plötzlich wird mir alles zu viel. Ich gebe Gas und verschwinde in der Dunkelheit.

Ben

Ich sehe das Scheinwerferlicht, möchte nur schnell den Fussgängerstreifen überqueren und im nächsten Moment streift ein Motorrad meine Beine. Ich falle um. Das Licht blendet meine Augen. Ich kann die Person nicht ausfindig machen, denn der Helm verdeckt ihr Gesicht. Eine Schrecksekunde verstreicht, und ich weiss nicht, wie mir geschieht. Ein einzelner Augenblick kann alles verändern. Die Vespa fährt eiligst an mir vorbei und lässt mich in der Dunkelheit zurück. Ich schreie noch hinterher, höre aber nur das Echo des Motors.

Lily

Ich stelle meine Vespa in die Garage, schliesse meine Wohnungstür auf und lasse mich auf das Sofa fallen. Ich weiss, dass ich einen grossen Fehler begangen habe. Ich wusste es in dem Moment, als ich den liegenden Mann im Rückspiegel meiner Vespa betrachtete. Und ich bin nicht umgekehrt. Unverzeihlich.

Ben

Das Geräusch des Motorrads wird leiser, der Rauch aus dem Auspuff löst sich auf, und meine Schockstarre ist vorbei. Ich laufe nach Hause. Alles ist nochmals glimpflich ausgegangen, ich bin nicht ernsthaft verwundet, habe nur ein paar Prellungen am Bein. Trotzdem, wie kann man nur so herzlos sein?

Daheim rufe ich sofort meinen Bruder an. Während ich ihm vom Zusammenprall erzähle, laufe ich nervös durch meine Wohnung. Er redet mir ein, morgen zur Polizei zu gehen. Gedankenkarussell begleitet mich in der Nacht. Ich habe doch das Licht gesehen. Hätte ich warten sollen? Sind meine schwarzen Kleider in der Finsternis zu dunkel gewesen? Habe ich mich mitschuldig gemacht?

Am nächsten Tag gehe ich nicht zur Polizei.

Lily

Ich brauche jemanden, dem ich meine Schuldgefühle, meine Sorgen anvertrauen kann. Jemand, der mich versteht, der mich darin unterstützt, die Dinge schön zu reden und Ausreden zu finden. Ich starre mein Telefon an, zweimal schon habe ich die Nummer meiner besten Freundin gewählt, bloss um sie dann wieder zu löschen. Ich kann nicht mit ihr und ich kann auch mit niemand anderem darüber sprechen, zu sehr schäme ich mich für meine Fahrerflucht. Bin zu mutlos, mich als Täterin bei der Polizei zu melden. Ich fühle mich einsam, bin mein eigener Feind. Mein Sofa fühlt sich an wie ein Schiff, welches gerade versinkt. Ich bin

nicht der Käpten, sondern ein langsam Ertrinkender. Ich blicke tief in mein Herz und finde Feigheit.

Ben

Ich denke nicht mehr an den Unfall. Auf das «Warum» gibt es keine Antwort. Ich blicke tief in mein Herz und finde Frieden.

...

Lily

Draussen vor der Bar habe ich das gleiche Gefühl wie vor einem Jahr beim Unfall - schnell weglaufen, sich ja nicht der Wahrheit stellen. Ich ringe mit mir selbst. Ein zweites Mal fliehen ist keine Option. Gibt es Zufälle? Ich fange das Zugefallene auf und will das Schicksal zu meinem (unserem) Glück wenden. Ich betrete die Bar, setze mich neben ihn und erzähle ihm die Wahrheit.

3. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Anina Jost, 3D

Die Wahrheit hinter der Depression / Tränen

Corona – Das alles bestimmende Thema. Eine schwierige Zeit für alle; jede und jeder muss seinen Beitrag leisten, um dieser Pandemie Herr zu werden. In ihren beiden Texten “Die Wahrheit hinter der Depression” und “Tränen” beleuchtet Anina Jost ein Thema, welches zuletzt zurecht vermehrt ins Zentrum gerückt wird: Jugenddepression.

Im Text “Die Wahrheit hinter der Depression” gewährt die junge Autorin der Leserschaft in einer metaphernreichen Sprache einen Einblick in das Innere ihrer Hauptfigur. Dicht reihen sich dabei die Bilder und Vergleiche, so dass der Text in einem hohen Tempo und rhythmisch an eine Poetry-Slam-Text erinnernd beinahe anklagend in der abschliessenden Frage endet. Die Gegensätze, welche Anina Jost dabei in ihrem Text in Form von Bildern erschafft, wenn sie von einer Eiseskälte in der Brust der Figur spricht und nur eine Zeile später dann die wie die Sonne lodernden Narben auf den Armen der Protagonistin (oder des Protagonisten?) thematisiert, zeigen auch die Spannweite einer jugendlichen Gefühlswelt in Zeiten von Corona und auch VOR Corona auf. Durch das Sichtbarmachen der Innenwelt der Figur gelingt es der Autorin die oftmals verschwiegenen und im Dunkeln schwelenden Themen wie Depressionen, Überforderung und Einsamkeit in unserer modernen Welt zu belichten.

In ihrem zweiten Text “Tränen” thematisiert die junge Autorin erneut Selbstzweifel, Verzweiflung und menschliche Kälte; diesmal aber ungleich langsamer und ruhiger. Einer Aufzählung gleich zählt die Hauptfigur ihre Tränen, welche die Spannweite der Gefühle und Empfindungen widerspiegeln: Selbstzweifel, Hass, Trauer, Eifersucht, Unsicherheit, Müdigkeit, Kälte, Vorwürfe, Verletzungen und Ekel werden durch die zehn Tränen dargestellt und, so hofft es die Leserin oder der Leser, verarbeitet. Auch wenn am Ende des Textes das Licht in der Protagonistin oder dem Protagonisten erlischt, bleibt die Hoffnung bestehen, dass, vielleicht auch mit Hilfe dieser Texte, das Thema Depression nicht totgeschwiegen wird.

Der jungen Autorin kann gratuliert werden: Mit ihren Texten gelingt es ihr, ein schwieriges Thema mit Hilfe von Metaphern und Vergleichen in ein bildgewaltiges und rhythmisches Ganzes zu bringen, welches die Leserschaft für das Thema sensibilisiert und die ein oder andere Person auch zum (Nach-)Denken anregen wird.

Andreas Imoberdorf

Die Wahrheit hinter der Depression

Aber Mama, siehst du es denn nicht, wie die Fassade meiner Freude zerbricht? Wie mein kleines Porzellanherz in tausend Stücke zerspringt, jedes eine Reflexion meiner kaputten Seele? In mir kämpft ein Tiger und an schlechten Tagen verstecke ich mich, stelle mich innerlich tot, um seinen Reisszähnen zu entkommen. Unter meiner Kapuze versteckt, ohne dass es jemand entdeckt, bricht mein Kartenhaus langsam in sich zusammen. Karte um Karte geht in Flammen auf, verschlingen mich in ihrem Feuer, entfachen die Hölle in mir. Der Teufel bahnt sich einen Weg durch meine Gedanken, bringt meine Mauer zum Schwanken. Bei jedem Wort, das er mir zuflüstert, bleibt die Welt einen Moment lang stehen. Bin nur noch eine leere Hülle. In meinem Kopf tobt ein Wirbelsturm, der all das Gute mit sich zerrt. In meiner Brust herrscht Eiskälte, die all meine Gefühle zufriert. In meinen Armen lodert die Sonne, die sich durch die Narben frisst und sie erneut zum Brennen bringt. In meinem Bauch weht ein Wüstenwind, der mein Bauchgefühl mit Sand bedeckt und es zum Schweigen bringt. In meinen Beinen treibt ein Tsunami sein Unwesen und reisst meinen Anker an die Welt mit sich. Und auch der letzte Funke Licht in mir erlischt. Liege in meinem Bett, den Blick an die Decke gerichtet, meine Seele weg. Der Teufel hat sie mir geraubt, ohne ein Wort verschwand er stumm mit mir. Mama kannst du es denn nicht sehen, wie meine glücklichen Momente vergehen, wie mein Leben verstreicht, alles langsam einem schwarzen Loch gleicht? Auf meiner Stirn meine Sünden geschrieben, doch nur eine davon zählt. Niemandem gesagt zu haben, wie es mir geht. Ich fühle Risse in meiner Maske. Sie beginnt abzublättern, entblöst mein wahres Gesicht, das verstummte Lachen, die stetigen Tränen. Mama sag, was passiert mit mir? Sind wir ehrlich, weisst du die Antwort nicht. Treibe auf dem Meer meiner Tränen, erkenne das Land durch den Nebel nicht. In meinen Ohren tickt die Uhr bis zu meinem Ende, doch nur ich kann sie hören. Eine tickende Bombe, ohne eine Chance auf Entschärfung. Tick-Tack, Tick-Tack. Alles verschwindet vor meinen Augen, verlor meinen Glauben. Liege an Ketten, nicht aus Metall, sondern aus meinen eigenen Unsicherheiten, meinen Gefühlen, meinem Schmerz, den zerschmetterten Überresten meiner Seele. Mir fehlt die Kraft zu kämpfen, kann die Stimmen in meinem Kopf nicht mehr dämpfen. Sie schreien, flehen um Erbarmen, versuchen sich zu befreien, indem sie meine Trauer umarmen. Erkennst du nun was mit mir los ist, Mama? Über meinem Kopf schwebt eine Gewitterwolke, die mit Blitzen auf mich einschlägt. Jeder hinterlässt eine Wunde auf meiner Haut - dünne blutende Schnitte. Sie alle werden zu Narben, die ich erklären muss. Hier bin ich mit dem Fahrrad gefallen, hier habe ich mich beim Gemüseschneiden verletzt, ah und hier habe ich mich mit Papier geschnitten. Lügen über Lügen, offensichtlich, doch niemand bemerkt es. Unterdrücke den Schmerz in meiner Stimme, bleibe Herrin meiner Sinne, will nicht, dass andere sich Sorgen machen oder denken ich gehöre zu den Schwachen. Nein, denn ich bin stark. Schmerzen haben mich zu dem geformt was ich jetzt bin, doch es ist kein Gewinn, verlor zu viel auf meiner Reise und nun bleiben meine Gedanken leise. Mein grösster Verlust, die Freude und Unbeschwertheit, das wird mir nun schmerzhaft bewusst. Sie ist zusammen mit meinen Gefühlen in Flammen aufgegangen und nun sind sie vergangen. Nur noch eine Frage Mama, bevor mein Leben endgültig ein Ende nimmt: Kanntest du mich wirklich jemals, dein eigenes Kind?

Tränen

Ein Staudamm in mir bricht und die erste Träne findet ihren Weg über meine Wangen. Zeigt meine Selbstzweifel, offen wie ein Buch. Bringt hervor, wie viel meines Vertrauens ich in mich verlor. Glitzernd verspottet sie mich, spüre den Stich, in meinem Herzen, vergraben unter den Schmerzen. Die zweite Träne. Hass. Auf mich, auf die Welt, auf den Strich, der als Narbe meine tiefsten Momente auf meiner Haut festhält. Verborgen unter einem Lächeln unterdrücke ich ihn. Die dritte Träne. Trauer. Ohne Grund zieht sie einen Schleier über alles. Verdunkelt mein Leben, ein kalter Regen, ohne Aussicht auf Sonne, ist alles, was ich mitbekomme. Überflutet meine Gedanken, bringt sie durcheinander, macht mich empfindlich für Wörter, schneidet tiefe Wunden in meine Seele. Die vierte Träne. Eifersucht. Auf das Glück eines Jeden, bringt mein Inneres zum Beben, bis ich daran zerbreche und unter ihrer Last einbreche. Trotz meines starken Verlangens gibt es so viele Emotionen, die ich nicht fühlen kann, und das zerreisst mich in tausend Stücke. Die fünfte Träne. Unsicherheit. Ein überfüllter Kleiderschrank, doch die Hälfte davon werde ich niemals tragen. Die Angst, verurteilt zu werden, vor der möglichen Pein, lässt mein Selbstbewusstsein sterben und hindert mich, ich selbst zu sein. Getuschel, vielleicht über mich, unnötiger Druck, ohne den wahren Grund zu kennen. Die sechste Träne. Müdigkeit. Verlassen von meinem Willen, kann meine Kämpfe nicht mehr weiterkämpfen, in meiner Hand wiege ich die Pillen, um die Anstrengungen endlich zu dämpfen. Kann mein Lächeln nicht mehr länger aufrechterhalten, doch die Gefahr der durchsickernden Wahrheit ist zu gross. Die siebte Träne. Kälte. Seit langer Zeit brannte kein Licht mehr in meinem Herzen und so erstarrte es zu Eis. Kein Gefühl kann es mehr auftauen, wird mir mein Leben versauen und trotzdem bin ich hilflos, irre durch mein Leben, kopflos, kraftlos, ratlos, gefühllos. Die achte Träne. Vorwürfe. Gegen alle, die meinen Schmerz nicht bemerken, die mich aufgegeben haben und sich nicht mehr für meine Gesundheit interessieren. Gegen mich selbst, die nie den Mut besessen hat und ihn nie besitzen wird, die Maske fallen zu lassen und meine Narben zu zeigen. Sie heilen zu lassen und gegen den Schmerz zu kämpfen. Die neunte Träne. Verletzungen. Bei jeder Dusche brennen sie, färben das Wasser rot, spielen eine schmerzende Melodie, erinnern mich schmerzlich daran, was mir droht. Die inneren Narben aber spüre ich nicht, wurden zugefroren und liegen unter der eisigen Kälte meines Herzens begraben, um nicht wieder aufgerissen zu werden. Die zehnte Träne. Ekel. Vor mir, meinem Aussehen, meinem Verhalten, meiner Stimme, meinen Handlungen, meiner Taubheit, meiner Unfähigkeit zu fühlen, meiner Existenz.

Kann mich im Spiegel nicht mehr ansehen, mir nicht mehr zusehen, wie ich nichts richtig machen kann, und mich Frage: Wann? Wann hört der Wasserfall auf meinen Wangen auf zu fließen? Wie viele Tränen kann ich noch vergiessen? Bis mein Geist sich endgültig ergibt, meine Maske fällt, all die Narben freigibt und mir mein roter Faden entfällt. Bis mein Inneres in Flammen aufgeht und mich in die Tiefen meiner Selbst zieht. Bis mein eigenes Kartenhaus in sich zusammenfällt und es endlich jemandem auffällt, dass eben nichts ist wie es scheint und obwohl mein Herz weint, ein Lächeln auf meinen Lippen spielt, sodass mich jeder für glücklich hielt. Bis das Licht in mir am Ende dann doch erlischt.

1. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Sarah-Maria Heldner, 4A

Die Hexe

Sarah-Maria Heldners Kurzgeschichte 'Die Hexe' ist geprägt von einem Spannungsverhältnis zwischen religiösem Wahn, der an Heinrich Kramers Malleus Maleficarum erinnert, und christlich-humanistischer Offenbarung. Die historischen Ereignisse und die persönlichen religiösen Erfahrungen der Ich-Erzählerin werden alternierend in zwei Erzählsträngen wiedergegeben. Mehrere Metaphernkomplexe, die sich diametral gegenüberstehen, sind diesen Erzählsträngen zugeordnet und auf diese Weise kombiniert die Autorin die binäre Erzählstruktur mit einer komplexen Bildersprache, die, durchzogen mit christlichen Archetypen, es der Erzählerin ermöglicht, dem Leser die verschiedenen Aspekte ihres Leidens zu vermitteln.

Der erste Höhepunkt der Geschichte – die Begegnung der Hexe mit einem Engel – führt gleich auf eine unerwartete Wende hin. Denn dieser ‚Angelos‘ (oder Gesandte Gottes) offenbart sich im Verlauf der Erzählung als Luzifer, der gefallene Engel, und wird so als Träger des Lichts zum Sinnbild der Rebellion gegen den irrationalen Hexenwahn. Die Hexe ist jedoch „keine Jüngerin Luzifers“, sondern „seine Gemahlin“, wenn nicht sogar sein Alter Ego, was schlussendlich den Text zu einem Narrativ über den Ursprung des Bösen macht.

Heldners Text geht über konventionelle Paradigmen von Hexengeschichten hinweg und besticht durch ein weitverzweigtes Metaphernnetz, welches gekonnt die der Kurzgeschichte zugrunde liegenden Motive ‚Sündenfall-Erlösung‘, und ‚Tod-Leben‘ auf eindrückliche Weise illustriert.

Roger Meyenberg

Die Hexe

Langsam ruckelte der Wagen durch den Mob, der wie die mächtigen Wellen des Ozeans um das Gefährt wogte. Jeder hoffte einen Blick auf die Protagonistin zu erhaschen, noch bevor das eigentliche Schauspiel begann: meine Hinrichtung. Oder Erlösung, wie sie es nannten. Die Gesichter zu hässlichen Fratzen verzerrt, überschütteten sie mich mit menschenverachtenden Ausdrücken, warfen alles, was sie in ihre niederträchtigen Finger kriegen konnten, nach mir, wobei das allermeiste wirkungslos am Wagen, der aufgrund der Meute nur langsam seinen Weg zu meinem Ende zurücklegen konnte, mein Leid unnötig vervielfachte, abprallte. Als der seelische Schmerz ins Unermessliche stieg und meine Maske zu fallen drohte, schloss ich die Augen und öffnete mein Herz, sodass meine Seele zum Anfang meines Endes und meines Glücks zurückkehren konnte.

Mit einem Knall schlossen sich die massiven Holztüren, die Wächter dieser heiligen Stätte, hinter mir. Mein früheres Leben war vorbei, zu vergessen, zu Grabe zu tragen. Ich, die einstige Fürstentochter, hatte ihren Adelstitel abgelegt und mich zum heiligen Orden begeben, als mein Vater mich als politisches Instrument und nicht mehr als Tochter sah. Vor wenigen Nächten hatte ich meine wertvollsten Besitztümer von meinem Elternhause, das ich nie mehr betreten würde, in grosser Hast an mich genommen und im Schutze der Nacht den gefährlichen und beschwerlichen Weg auf mich genommen, um diese Stätte zu erreichen, wo ich nur dank meinen grosszügigen Geschenken den Segen zum Bleiben erhielt.

Mit einem Ruck kam der Wagen zum Stillstand, sodass ich mich an die dicken, von Unrat klebrigen Eisenstäbe klammern musste, um mich auf den Beinen zu halten. Als der Wagen geöffnet und ich herausgezerrt wurde, stolpernd und nach Halt suchend, den ich nicht fand, verstummte das ohrenbetäubende Tosen kurz. Jeglicher Laut erstarb ihnen auf der Zunge, ihre Arme verharrten in einer zum Wurf bereiten Bewegung über ihren Köpfen, ohne Anstalten zu machen, das Obst oder was auch immer sie in den Händen hielten, zu senken. Zig Blicke waren von meinem Anblick, der von den durchlittenen Qualen gezeichnet war, gefesselt, vom feuerroten Flaum auf meinem Schädel, den eingefallenen Wangen und der in allen Farben schimmernden Haut, die unter dem rauen Büsserhemd verschwand, gleichzeitig verängstigt und ermutigt. Hatten sie eine krumme Alte erwartet? Ein warziges Frauenzimmer? Ich wusste es nicht. Erst als ich an den schweren Ketten, deren Sklavin ich war, gezogen wurde, fassten sich die Dorfbewohner wieder. Kot und faules Gemüse regneten auf mich nieder, begleitet vom donnernden Gebrüll des Mobs. «Hexe», durchschnitt die kreischende Stimme einer vom Alter gezeichnete Frau, die ihren knorrigen Ast, der ihr als Stock diente, hob, das Tosen der übrigen. Mehr als alle anderen Demütigungen schnitt mir dieses Wort ins Herz. Tränen stiegen mir in die Augen, drohten mich zu überwältigen. Den Blick gen Himmel gerichtet, wo die Sonne den kalten Winter langsam vertrieb, liess ich meine Seele abermals auf Wanderschaft gehen. *Es war eine stürmische Nacht. Blitze zerteilten das Firmament und Donner erschütterte die Erde, wie ich es noch nie erlebt hatte. Die anderen Schwestern lagen alle bereits selig im warmen Bett, dem Tor zu den Träumen, doch mich hatte eine innere Unruhe gepackt, die mich kein Auge schliessen liess. Das erste Mal seit sieben Jahren fühlten sich die kühlen Klostermauern nicht wie Schilde an, die Böses von mir fernhielten, sondern Ketten, die mich an diesen Ort fesselten. Unruhig lief ich in meiner winzigen Zelle auf und ab, betrachtete die kleine Flamme der Kerze, die den Raum zwischen den Blitzen erhellte. Urplötzlich durchströmte grelles Licht den Raum und in der Ferne glaubte ich Vögel vergnügt zwitschern zu hören. Als das Licht verschwunden war, stolperte ich zum kleinen Fenster und blickte hinaus ins Freie, sah den dunklen Wald, der das Kloster schützend umgab. Die Baumkronen wogten wie die See,*

wurden von einer unsichtbaren Kraft zum Tanz verführt. Doch inmitten der Dunkelheit leuchtete gleissendes Licht durch die schwarz wirkenden Baumstämme, fesselte mich. Erst ein Donnerrollen liess mich den Blick von der Szene lösen, meine Decke schnappen und die Tür öffnen, die den Eingang zu einem Labyrinth aus Gängen bildete. Leise schlich ich mich zum grossen Tor, jederzeit gefasst, dass mich eine der Schwestern erwischen würde, was zu meiner grossen Überraschung nicht geschah.

Der kalte Regen begrüsst mich als erster in jener Nacht, in der sich selbst die verwegenen Räuber und anderes Gesindel sich nicht aus dem Haus wagen würden, selbst wenn sie das Licht gesehen hätten, dessen Quelle es zu ergründen galt. Hastig eilte ich auf den Wald zu, liess die Blitze sporadisch den Weg bis zum ersten Baum weisen. Danach folgte ich dem hell erleuchteten, sich durchs Dickicht schlängelnden Pfad, den ich vor so vielen Jahren bereits genutzt hatte. Als die Helligkeit sich ins Unermessliche steigerte und ich meine Augen schützend bedecken musste, folgte ich meinem Herzen, das mein Ziel und meine Bestimmung zu kennen schien, blind, vertrauend auf Gott, meinen Hirten. Just als selbst meine Hand das Licht kaum mehr genügend dämpfen konnte, stolperte ich über etwas und fiel, die Arme ausgestreckt, um den Sturz abzufangen, auf ein Bett aus Federn, während die unerträgliche Helligkeit meine Augen peinigte, sodass die helle Welt in Dunkelheit versank, begleitet von einem Bersten des Geistes, das mich in eine persönliche Ebene der Gefühllosigkeit und Schatten zog.

Eine faule Rübe traf mich am Kopf und meine Seele kehrte zu mir zurück, zurück zur Frau in der Meute, die aus Menschen bestand, denen ich einst vertraut hatte, deren Kindern ich das Lesen beigebracht hatte und deren Verwundete ich gepflegt hatte, bis die Seuche, die das Volk heimsuchte, meine Fähigkeiten überstiegen hatte. Denn sobald das Leid den meisten zu übermächtig scheint und sie in Hilflosigkeit zurücklässt, muss ein Sündenbock her, ein Mensch, dessen Leben der Preis für eine schlummernde, in ihrer Blase glückliche Gesellschaft ist. Und diesen Preis sind die, die mit dem Strom schwimmen, allzu bereit zu zahlen, nur schon, um sich selbst aus der Schusslinie zu bringen. Nach quälend langsamen Augenblicken erreichten wir schliesslich den Ort, an dem sich die Masse ergötzen sollte. Der Geistliche stand bereits neben dem Richter, der sein Urteil bereits gefällt hatte, möglichst weit entfernt vom Henker, dessen Aufgabe die war, die die feinen Herren nicht machen wollten. Urteilen fällt einem so leicht, wenn man seine Hände nachher in Unschuld waschen kann. Manchmal zu leicht. Abermals wurde ich an den Ketten gezogen, dem Henker überreicht. Was dachte er wohl unter der Maske? War er vielleicht menschlicher als die anderen? Ein Opfer einer sich selbst zugrunde richtenden Gesellschaft, wie ich? Wie alle, die bereits gestorben waren? Unschuldig im Sinne der Anklage waren sie gewesen und würden auch die nächsten sein, die dieses gottlose Ritual forderte. Einzig und allein in dieser Hinsicht unterschied ich mich von allen anderen, denn schuldig war ich. Eines Verbrechens bewusst jedoch nicht. Teilnahmslos liess ich mich von der maskierten Gestalt zu meiner Todesstätte führen, während der weltliche Richter dem Volk seinen Richtspruch verkündete und die durch Folter erlangten Erkenntnisse, die er Beweise nannte, darlegte. Kaum war ich inmitten des Holzes, wurde ich an den Pfahl mit erschreckender Gleichgültigkeit gekettet. Viel Zeit auf Erden blieb mir nicht und so legte ich den Kopf in den Nacken, um das Glück, dass ich besessen hatte, im Strom der Erinnerungen zu finden und an die Oberfläche zu holen.

Stundenlang musste ich der Wirklichkeit ferngeblieben sein, denn als ich aufwachte, waren Donner verstummt, die Tränen des Himmels versiegt und die heilige Helligkeit dem natürlichen Licht der Sonne gewichen, das nun sanft durch das Blätterdach schien. Erst eine Bewegung des Untergrunds liess die Erinnerungen an die Geschehnisse der Nacht meinen Geist überfluten,

weshalb ich ruckartig den Kopf nach links drehte und die Quelle des Lichts und der Federn erblickte. Glückseligkeit und tiefer innerer Frieden erfüllten mein Herz und eine tiefe Verbundenheit zur Schöpfung, zum Herrn, zu allem, was gut und rein war, liess mich beinahe vor unbeschreiblicher Freude jauchzen. Neben mir lag, in unerreichter Vollkommenheit, ein himmlisches Geschöpf, von Gott persönlich erschaffen für die Ewigkeit. Drei Flügelpaare, schneeweiss mit goldenen und silbernen Schimmern, bedeckten den Grund. Goldene Locken formten einen Heiligenschein um sein edles Antlitz und weisse Seide bedeckte seinen Leib, der von mir unbekanntem Symbolen übersät war. Ein Zucken eines Flügelpaares holte mich in die Gegenwart zurück, liess mich bewusstwerden, worauf ich lag, was ich war, wo ich war, wer ich war. So schnell der innere Frieden, die Berührung Gottes gekommen war, so schnell war sie fort, liess mich aufspringen und vor Schreck leichenblass auf den Engel – das himmlische Geschöpf der heiligen Sphären – blicken. Erst jetzt bemerkte ich die tiefen Wunden, aus denen flüssiges Gold floss, und die gebrochenen Schwingen, aus denen silberne Knochen herausragten. Erstarrt blickte ich auf das Geschöpf, dessen Natur trotz grässlicher Verunstaltungen alles Schöne, was ich bisher gesehen hatte, übertraf. Ein leises Stöhnen liess mich aus der Starre lösen und zu ihm treten, wobei ich die Flügel falls nötig behutsam zu Seite schob. Als ich endlich so weit war, legte ich seinen Arm um meine Schultern und zog ihn mit erstaunlicher Leichtigkeit hoch. Gequälte Laute kamen ihm über die Lippen, doch ich hielt ihn fest, nicht gewillt, ihn sich selbst zu überlassen, sondern Gottes Prüfung zu bestehen, eine Prüfung, die keinem anderen gewährt worden war. Einen letzten Blick warf ich zum kaum erkennbaren Kloster in der Ferne zurück, bevor ich mich endgültig dem Wald vor mir zuwandte und mit dem halb bewusstlosen Seraph in ein neues Leben aufbrach.

Das Wort eines Mannes macht eine Frau nicht zur Braut, ein Kloster sie nicht zur Nonne und das Wort eines Geistlichen sie nicht zur Hexe.

«Kinder Gottes!», vernahm ich die Stimme des Geistlichen, der sich mit erhobenen Armen an das erwartungsvolle Volk wandte, das ihm an den Lippen hing. Gierig nahmen die Dorfbewohner die Worte auf, die bei mir nur Furcht und Übelkeit hervorriefen. Meine Zeit lief ab.

Als ich nach beschwerlichen Stunden ein verlassenes, von der Natur teilweise zurückerobertes Häuschen in der Nähe dieses Dorfes fand, fing meine schönste Zeit wirklich an. In meinem zukünftigen Zuhause, das mich am ersten Tag mit offener Tür empfangen hatte, befand sich zu meiner grossen Erleichterung ein weiches Bett, auf welches ich den Engel behutsam legte. Mithilfe des Waldes, des kleinen Bachs, der ganz in der Nähe seinen Weg durch die Natur bahnte, und meines im Kloster erlangten Wissens über Heilkunde schiente ich seine mächtigen Schwingen, säuberte seine Wunden und linderte seine Schmerzen. Während er genas, brachte ich das Häuschen auf Vordermann, befreite die Räume von Staub und den kleinen Garten von Unkraut. Als dies erledigt war, betrachtete ich oft den Engel, fragte mich, wer er sein mochte, weshalb er hier auf die Erde geschickt worden war. In konzentrierter Stille las ich in der Bibel, die im Nachtschiff gelegen hatte, doch eine Antwort fand ich, auch nach etlichen Gebeten, nicht. Eines Abends im Sommer, ich sass am Fenster neben dem Bett, die Bibel aufgeschlagen auf dem Schoss, während ich über seinen Namen nachdachte, vernahm ich ein leises Murmeln, weshalb ich ruckartig zum Engel blickte, der zum ersten Mal seine Augen, deren Iriden wie pures Gold in der Sonne strahlten, geöffnet hatte. Mir stockte der Atem und ruckartig schloss ich die Bibel, den Mund trocken, die Zunge gelähmt. Das ganze Universum schien seine Seele zu bergen, die ganzen göttlichen Geheimnisse ihm bekannt zu sein. Leicht bewegte er seine

Lippen, doch hören konnte ich nichts, weshalb ich ihn perplex, mit weit geöffneten Augen anstarrte. Er wiederholte die Worte, die mein Blut zu Eis erstarren liessen, in einer Stimme, die mein Innerstes klingen liess.

«Mein Name. Mein Name ist Luzifer.»

Die Gefühle, die mich zu diesem Zeitpunkt übermannten – Furcht, Ungläubigkeit, Fassungslosigkeit – liessen mich ruckartig zurückweichen und den Ewigen um Hilfe bitten, was ihm, dem Bösen, ein hartes Lachen entlockte und ihn sich aufrichten liess, wobei er seine Flügel, deren Ränder langsam verblassten, streckte.

«Ist es nicht erstaunlich, wie die Furcht einen auffrisst, obwohl man nicht weiss, was das Gefürchtete ist? Es ist so leicht, wenn das eigene Leid zu übermächtig erscheint, einen Sündenbock ans Licht zu bringen, besonders wenn er oder sie sich nicht wehren kann. Und wenn genügend Menschen daran glauben, wird die Lüge zur Wahrheit. Wird ein Buch zu dem einen Buch. Wird ein Mann zu dem einen Mann. Wird eine Frau zu der einen Frau. Wenn ich das Böse bin, wieso falle ich erst jetzt, wo die Menschen ihre Gräueltaten bereits verübt haben?»

Wenige Herzschläge blieb ich regungslos stehen, bevor ich mein Herz mich leiten liess, wie damals im Wald. Es liess mich zu ihm treten, die ganzen Meinungen, die ich zu den meinen gemacht hatte, beiseiteschiebend, um mir selbst ein Bild zu machen.

«Ich habe viele Fragen», flüsterte ich schüchtern, die Bibel auf den Nachtschisch legend.

«Und ich werde dir die, die ich beantworten darf, beantworten», flüsterte er zurück.

Das kalte Wasser auf meiner Haut riss mich aus der gleichzeitig schönen und schrecklichen Erinnerung. Mit Weihwasser wurde ich für die reinigenden Flammen vorbereitet, die meine Seele retten sollten. Wusste der Geistliche von den schrecklichen Fehlern in der heiligen Schrift? Kümmerte es ihn überhaupt? Ich selbst hatte kaum Antworten auf meine Fragen erhalten in den schönsten fünf Jahren meines Lebens, da dieses Wissen keinem Menschen zuteilwerden durfte, doch hatte ich das, was ich erfahren konnte, mir zu Herzen genommen und in einem kleinen Büchlein aufgeschrieben, genauso wie die Heilpraktiken, die er mir genannt hatte und so meine Arbeit für dieses Dorf massgeblich erleichtert hatte. Ich hatte gelernt, mit den unbeantworteten Fragen umzugehen, doch hin und wieder war ich mit der einen oder anderen herausgeplatzt und immer hatte er sein trauriges Lächeln gelächelt und mir den Zeigefinger auf die Furche zwischen Mund und Nase gelegt. Nur eines hatte er mir nicht beantworten müssen: Dass er weiter fiel. Schnell waren seine Flügel verblasst und kurz vor seinem endgültigen Aufprall schwarz zurückgekehrt. Auch lichtete sich seine Gestalt immer weiter, bis er an jenem Abend vor drei Jahren, nach den letzten zärtlichen Worten der Liebe, in eine Sphäre vorsties, die ich in Kürze erreichen konnte. Trotz der Angst vor dem Tod kam ich nicht umhin, mich auf unser Wiedersehen zu freuen, ja mich danach zu sehnen, denn die letzten drei einsamen Jahre waren zwar schön gewesen, doch nicht so vollkommen wie die fünf gemeinsamen.

Mittlerweile hatte sich der Geistliche entfernt, die Fackel das Holz des Scheiterhaufens geküsst und die hungrigen Flammen näherten sich mir. Hitze schlug mir entgegen und ein letztes Mal schloss ich die Augen, durchlebte den schönsten Augenblick meines Lebens unmittelbar vor dem qualvollsten.

Vor drei Jahren hatte Gott zwei Seelen zusammengebracht, zwei für einander bestimmte Seelen. Warme Sonnenstrahlen empfingen uns, als wir aus der Kirche traten, und die Dorfbewohner, die gleichen, die bei meinem Tod dabei sein würden, jubelten, sowie wir einen Kuss vor der Kirche austauschten. Niemand ahnte, wen sie vor sich hatten, sie sahen lediglich einen Mann, der die Frau, die er liebte, heiratete. Nicht ein himmlisches Geschöpf, das

entgegen jeglicher Vernunft das Gleiche empfand wie ein kleiner, unbedeutender Mensch. Zwei Seelen unterschiedlicher Sphären hatten sich gefunden, durch Gottes Hand vereinigt.

Ein unsäglicher Schmerz riss mich brutal aus der seligen Erinnerung. Ich war keine Geliebte und auch keine Jüngerin Luzifers, ich war seine Gemahlin. Schuldig im Sinne der Anklage, weshalb ich nun inmitten der Flammen stand, die sich an mir emporschlängelten, meinen Körper zu Asche zerfallen liessen. Unmenschliche Schreie kamen mir über die Lippen, während sich mir mein Körper Stück für Stück entzog. Der beissende Geruch von verkohltem Fleisch drang mir in die Nase, während sich mein Leib vor Schmerz, den die Flammen verursachten, wand, doch hielten mich die Ketten unerbittlich zurück. Die Pein stieg ins Unermessliche, bis sie plötzlich nachliess und sich eine angenehme Kühle in mir ausbreitete. Erstaunt hob ich die Hände, die nun hell und durchscheinend waren und weder von den Ketten noch von den Handfesseln zurückgehalten wurden. Langsam stieg ich auf, bis ich über dem Inferno schwebte und mit unbeschreiblichem Grauen meine ehemalige, nun vollkommen zerstörte Hülle betrachtete. Hätte ich noch weinen können, wären mir bittere Tränen über die Wange gekullert, denn trotz harter Proben war das Leben lebenswert.

«Es ist vorbei. Du hast es überstanden», vernahm ich die vermisste Stimme meines Seelenverwandten, was mich den Kopf heben liess, um in das Gesicht des strahlenden Seraphs zu blicken, dessen sechs Schwingen in strahlendem Weiss meine Welt erhellten.

«Du hast meine Seele vor acht Jahren vor der Dunkelheit gerettet», flüsterte er. «Nun lass mich dich retten.» Sanft bot er mir seine Hand an.

Ohne zu zögern ergriff ich sie und war endlich zu Hause.

Jemandes Wort macht aus einem Menschen kein Monster.

Jemandes Einfluss macht ihn nicht unfehlbar.

Jemandes Meinung macht kein Gesetz.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Florian Locher, 5D

Eine Flasche Jack Daniel's

Eine Flasche Jack Daniel's liest sich wie eine existentialistische Studie des menschlichen Daseins. Wir werden ungefragt und alleine in den Text geworfen und ebenso werden wir diesen verlassen.

Ausgangspunkt ist eine aufrichtige Zweisamkeit, welche Halt und Wärme schenkt. Diese fasst Florian Locher gekonnt im Lächeln des Anderen zusammen. Anstelle positiver Gefühle provoziert die Ehrlichkeit dieses Lächelns Angst. Furcht davor, den Ansprüchen der Umgebung, Situation nicht zu genügen, davor, sich in eine starre und drückende Maske zu verwandeln, aber auch dieses treibende Gefühl, welches nicht notwendigerweise ein Objekt haben muss. Die motivationale Kraft dieser Emotion führt zum Bewusstsein, dass sich alles ändern werden muss, dass das Leben wellengleich alles weitertreibt und so Veränderung unabdingbar macht.

Entscheidungen, welche nur wir treffen müssen und können, sind selbst für das einfühlsamste Gegenüber nur als Objektivierung höchstens ansatzweise nachvollziehbar. Weder Freundschaft noch Liebe können diese Einsamkeit durchbrechen. Sie können uns höchstens, wie ein Rausch, für kurze Zeit darüber hinwegtäuschen, dass wir Nichts sind und dieses panisch zu nichten versuchen. Dabei fehlt es uns aber an Orientierung und jede Entscheidung für etwas, zerstört andere mögliche Lebensläufe und führt zu Reue und Sehnsucht.

Florian Lochers Text zeigt die Tragödie unserer Existenz, denn „das Leben muss rückwärts verstanden werden [...], aber] es muss vorwärts gelebt werden.“ (Kierkegaard, *Tagebücher*)

Philipp Eyer

Eine Flasche Jack Daniel's

Auf der Steintreppe unten im alten Garten vor dem Haus sitzen wir. Schräg über unseren Köpfen hängen die Überreste der einst üppigen Rebranken samt ihren süsslichen, von der winterlichen Kälte erstarrten Trauben. Wenige karge Blätter bedecken die rostigen Stäbe, an denen sie einst emporgestiegen waren. Die Eiskristalle lassen den Garten im klaren Schein der Sterne glitzern. Ich spüre die Wärme deiner Schulter an der meinen. Sie schmiegen sich aneinander wie gegossenes glühendes Eisen. Geben sich Halt. Mich erfasst die Angst. Du lächelst ehrlich, aber ich bekomme Angst. Zu schwach zu sein, wenn die grosse Welle kommt, das fürchtet mich. Die Angst, dass das glühende Eisen abkühlt, erstarrt und die Form nicht passt, schleicht durch meine Gedankengänge. Und dann? Dann fühle ich Schmerz. Jetzt schon fühle ich ihn, als wäre der Sturm schon vorübergezogen und die salzigen Wogen haben dich mitgenommen und ich wache allein in unserer Kajüte auf. Du lächelst nur ... ehrlich. Du ahnst das Tosen nicht, du fühlst den Schmerz nicht. Selbst wenn ich dir zuriefe und dir erklärte, wir könnten im gemeinsamen Schmerz die Wolkendecke aufreissen, verstündest du mich kaum, als trügest du eine bronzerschwere Taucherglocke auf deinen breiten Schultern, deren Glas dein Gespür trübt. Deine Hand umschliesst die meine ganz und kurz glaube ich, dass du ihn auch fühlst und willst, dass wir uns an den Mast binden, bevor wir fortgerissen werden. Der Duft deiner kurzen Haare liegt mir in der Nase und betäubt mich, vernebelt den Schmerz und zeichnet ein Lächeln in mein Gesicht - ein echtes. Es wird kälter und die Kälte flutet das Tal, doch hier oben sitzen wir zusammen und sicher beieinander. Desto länger ich in die dunklen Wälder und ihre schwarzen kalten Gestalten herunter- und hinaufblicke, desto verzehrender kriecht der Schmerz durch meine Beine, Arme und bis in die Finger. Das Knistern beim Öffnen des Drehverschlusses der Flasche geht im Summen der auf der Hauptstrasse fahrenden Autos unter. Ich halte sie dir hin – du lehnst ab. Es ist okay, du spürst ihn nicht. Ich nehme einen grossen Schluck, schmiege mich etwas näher an dich. Ich blicke hinab ins Lichterspiel der Dörfer und Städte, ich denke diesen Anblick, diese Lichter unter dem Schleier der hängenden Wolken, welche die glitzernden Sterne nicht zu verstecken vermögen, werde ich nie wieder so sehen. Wahrscheinlich werde ich deine Wärme auch nie wieder so heftig verspüren wie jetzt. Hinter jedem Lichtschein in den Fenstern sind Menschen. Sie sind Menschen mit Ängsten, Nöten, Schmerzen – Illusionen. Vielleicht blickt genau in diesem Moment einer von ihnen zu uns hoch, aber sehen wird er uns im Schatten der Hauswand und ihrer abblätternden Farbe nicht und auch brennt kein Lichtlein in einem der viel zu grossen Zimmer der kleinen Wohnung. Ich sehe wie die Lichter der Autos durch das Tal streifen. Die Laternen leuchten in einem warmen Orange auf den nassen Asphalt. Mehr und mehr frisst sich der Schmerz durch meine Fingerspitzen bis in die Nerven und ich fresse ihn auch auf, verschlinge die kaltschwarzen Wälder und die hoffnungsschimmernden Lichter. Der Whiskey schmeckt mir

kaum, aber er hat einen Geschmack, so beissend, dass ich ihn noch fühle, ähnlich deinen Lippen. In deinem Bart haben sich einige Schneeflocken verfangen. Sorglos lächelst du und kurz beschwingt mich das Gefühl, deine Augen könnten mich für immer betäuben. Und mit jedem Tropfen und mit jedem deiner ahnungslosen Blicke werde ich tauber und kann noch mehr Schmerz aufnehmen, verinnerlichen, bis er mich als Ganzes vertilgt. Stundenlang genieße ich ihn, doch du fühlst ihn nicht, du fühlst es nicht, aber ich fühle nicht ... mehr. Ganz fest umarme ich dich. Die Strassen sind stiller geworden, nur noch Irrlichter unterwegs. Ich atme die kalte Luft ein, halte kurz inne, die warme ausgeatmete Luft lässt die in der Luft hängenden Eispartikel glitzern. Du bist weg. Du bist gegangen, schon länger als ich glaube, dabei warst du gerade noch da. Die Wärme war eben noch da. Aber du hast den Schmerz nicht gefühlt, die Flut nicht gesehen. Du hattest gelächelt, als du dich ein letztes Mal umdrehtest und gingst, hinfortgerissen wurdest, ohne es zu verstehen. Wie Flaschenbriefe, die nie aus dem tiefblauen Meer gehoben werden, sende ich Lichter in den Himmel, auf dass du sie eines Tages siehst und den Schmerz mit mir teilst – Schulter an Schulter.

3. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Stefanie Kuster, 4G

Hinter der Tür

Omniszienz oder bloss ein Spiegel der Gesellschaft? Was sich «hinter der Tür» in Stefanie Kusters gleichnamigem Text verbirgt, mag jeder Leserin und jedem Leser selbst überlassen bleiben. Die Autorin entführt uns in eine sterile, aber unruhige Welt, in der ein riesiges Hamsterrad immer weiterzudrehen scheint, ohne dass ein Ausbruch möglich ist. Verloren wirkt die Protagonistin in der kühlen und emotionslosen Flut von Nachrichten, die unaufhörlich auf sie einprasseln. Ob diese Welt nun eine Dystopie oder bloss eine Beschreibung der Gegenwart ist, bleibt unbeantwortet. Oder ist es beides? Leben wir bereits in einer Dystopie? Stefanie Kuster schafft es, dieses Gefühl des Unbehagens niederzuschreiben, ohne dass es gekünstelt wirkt.

Mit dem in der fantastischen Literatur oft genutzten Motiv des Buches im Buch schafft die Autorin eine Rahmenhandlung. So gelingt es ihr, Spannung zu erzeugen – was kein Selbstläufer ist. Einzig die teils arg verschachtelten Sätze bremsen den Lesefluss an einigen Stellen. «Hinter der Tür» regt zur Reflexion an, über unsere Gesellschaft und über die Vorstellung, in welche Richtung sich diese Gesellschaft entwickeln wird. Die Frage, ob diese von einem grossen Teil der Gesellschaft angestrebte Allwissenheit wirklich erstrebenswert ist, lässt Stefanie Kuster ebenfalls unbeantwortet. Zum Glück, ist man versucht zu sagen.

Franco Arnold

Hinter der Tür

Die Tür knarzte, als die Angeln, die in all den Jahren, in denen die Tür verschlossen war, eingerostet waren, nachgaben, und sie geöffnet wurde. Es war eine massive Tür aus dickem Holz, welche sich nur schwer öffnen liess. So unscheinbar sie auch wirkte, konnte man nach genauerem Hinsehen das feine Muster erkennen, das vor all den Jahren in das Holz eingearbeitet wurde. Das Alter hatte dem Muster nicht im Geringsten geschadet, im Gegenteil. Das Holz war immer dunkler geworden und liess die Menschen und Fabelwesen, die dort verewigt worden waren, nur noch klarer hervortreten und verlieh ihnen eine gewisse Menschlichkeit. Drachen flogen durch die Lüfte, umgeben von Vögeln und Wolken. Weiter unten sassen Menschen zusammen auf dem Boden und wirkten so, als ob sie miteinander ein Gespräch führten. Die Details, die ins Holz eingearbeitet wurden, waren so genau, dass man sogar die einzelnen Grashalme und Blumen erkennen konnte. Die Tür allein war schon ein Kunstwerk an sich, aber sie hielt auch ein Versprechen für denjenigen, der den Schlüssel im Schloss umzudrehen wagte, sich den eingerosteten Angeln widersetzte und die Tür Stück für Stück öffnete. Ein Versprechen dafür, dass sich das Leben dessen, der den Raum, der sich hinter der Tür befand, betrat, für immer veränderte.

Im Inneren des Raumes roch es nach altem Leder, Papier und Staub. Es roch nach Büchern. Der kleine Streifen Licht, der durch die Tür fiel, der zu Beginn nur einen kleinen Teil erleuchtete, wurde immer grösser und bald war der Raum von sanftem Licht durchflutet. Staub tanzte durch die einzelnen Sonnenstrahlen, die ihren Weg durch die wenigen Fenster ins Innere gefunden hatten. Ich gab der Tür mit meiner Schulter einen Stoss und sie fiel mit einem dumpfen Klang hinter mir ins Schloss. Augenblicklich war es dunkler geworden und ich musste ein paar Mal blinzeln, um mich an das Licht zu gewöhnen. Die Wände waren von Regalen bedeckt, die wiederum bis zum Rand gefüllt waren mit Büchern. Langsam lief ich an den Regalen entlang und bestaute die Bücher, die alle in Leder gebunden waren. Ich war so von meiner Faszination gepackt, dass mir erst nach einigen Minuten auffiel, dass auf keinem der Buchrücken der Titel oder der Autor des Buches zu lesen war. Auch das Leder, in dem die Bücher gebunden waren, schien bei allen dasselbe zu sein. Jedes Buch, das in den Regalen stand, sah exakt gleich aus wie das Buch neben ihm. Nicht einmal einen Unterschied in der Dicke der Bücher konnte ich erkennen. Etwas in meinem Innern sagte mir, dass ich umdrehen und gehen sollte. So schnell wie möglich diesen Ort verlassen sollte und vergessen, dass ich je da gewesen war. Stattdessen ging ich immer weiter an den Regalen entlang. So, als ob eines der Bücher mich anziehen würde, obwohl sie alle genau gleich aussahen. Immer tiefer lief ich in diese Bibliothek hinein, bis ich vor einem Buch stehen blieb. Wieso es genau dieses Buch sein sollte, war mir ein Rätsel, denn es unterschied sich nicht im Geringsten von den anderen Ausgaben, die es umgaben. Vorsichtig nahm ich es von dem Regalbrett, welches sich über mir befand, und drehte es in meinen Händen. Nichts an diesem Buch war aussergewöhnlich. Es lag angenehm schwer in meinen Händen und das Leder fühlte sich weich, aber nicht abgegriffen an. Langsam öffnete ich den Deckel in der Hoffnung, dass im Vergleich zur Aussenseite etwas auf den Seiten geschrieben stand. Doch ich traf nur auf weisse Seiten. In dem Moment, als ich das Buch wieder zuschlugen und zurück an seinen Platz stellen wollte, geschah etwas mit den Seiten. Sie hatten sich von allein umgeblättert und in der Mitte aufgeschlagen. Ein grelles Licht kam aus den Seiten hervor und ich schloss instinktiv die Augen. Vorsichtig öffnete ich meine Augen wieder, als das Licht nachgelassen hatte, und konnte nicht glauben, was ich sah. Verschwunden waren die hohen Regale, die Bücher und das schummrige Licht. Stattdessen befand ich mich auf einer grünen Wiese umgeben von Blumen. Der Himmel war blau, die Sonne schien, Vögel zwitscherten in der Ferne. Es roch nach Frühling. Alles wirkte zu perfekt, um wahr zu sein. Ich drehte mich einige Male um meine eigene Achse, um mir einen Überblick zu verschaffen. Das Gras wirkte, als sei es gerade erst gemäht worden und doch waren überall Blumen am Blühen. Ich schlenderte über die Wiese,

wusste nicht, wonach ich Ausschau halten sollte, genoss die Sonne, die mir ins Gesicht schien und mich wärmte. Nach einiger Zeit – ich hatte keine Ahnung wieviel Zeit vergangen war – erschienen am Horizont Umriss. Ich lief den Umrissen entgegen, wollte wissen, was es damit auf sich hatte. Ich begann zu rennen und erkannte schnell, dass es sich um eine Stadt handelte, die sich vor mir aufzuragen begann. Eine Stadt mitten im Grünen, ohne jegliche Strassen, die zu ihr hin oder von ihr wegführen könnten. Nicht einmal eine Mauer umgab sie. Sie stand nur da, mitten auf dieser Wiese, und schien unbelebt zu sein. Zögerlich ging ich immer weiter auf die Stadt zu und war bald von den Hochhäusern umgeben. Doch sie war nicht unbelebt. Im Gegenteil, die Strassen waren geradezu überfüllt mit Menschen, aber keiner von ihnen schien mich wahrzunehmen. Es war ein nie stillstehender Strom von Menschen, die nichts anderes taten, als immer weiterzulaufen. Es herrschte eine bedrückende Stille. Stille, die eigentlich nicht existieren dürfte, betrachtete man die Anzahl Menschen, die in den Strassen unterwegs waren. Ich schlängelte mich durch die Menschen dem Stadttinneren entgegen. Erst als ich inmitten der Hochhäuser stand, fielen mir die Bildschirme auf. Die Bildschirme, die die ganzen Fassaden einnahmen, wirkten auf den ersten Blick wie Fenster. Doch beim näheren Hinsehen erkannte man ein feines Muster, dass sich immer bewegte. Nun fielen mir auch die gelegentlichen Blicke der Menschen auf die Bildschirme auf. Je länger und genauer ich die Bildschirme betrachtete, desto besser war ich im Stande zu erkennen, was sie zeigten, nämlich Informationen. Eine niemals endende Flut an Informationen prasselte auf mich ein, sobald ich einem Bildschirm meine Aufmerksamkeit widmete. Immer wieder kehrte dieselbe Meldung zurück. Die Wirtschaft muss am Laufen bleiben, arbeiten im Akkord. Bilder vom Geschehen auf der ganzen Welt wurden gezeigt. Menschen waren zusammen, lachten, hatten Freude, arbeiteten mit ihren Kollegen und wirkten glücklich. In der nächsten Sekunde loderte ein Feuer in den Wäldern eines Landes und einen Augenblick später war das Bild wieder durch ein anderes ersetzt worden. Die Geschwindigkeit, in der die Bilder über die Bildschirme flimmerten, war unglaublich. Versuchte man eine Information zu verarbeiten, war die Nächste schon an ihren Platz gerückt und hatte die ihr Vorhergehende verdrängt. Es war eine nicht zu bremsende Flut und man konnte ihr nicht entrinnen. Kein Filtern war möglich, denn man wurde überschwemmt mit Bildern. Ich riss den Blick von den Bildschirmen und merkte, wie ich mich anspannte. Mit jedem Mal, bei dem mein Blick an einem der Bildschirme hängen blieb, wurde es schwerer, ihn wieder zu lösen und mich auf etwas anderes zu fokussieren. Schnell setzte ich meinen Weg durch die Stadt fort, immer darauf bedacht, nicht auf die flackernden Bilder zu achten. Irgendwann hatte ich die Stadtmitte hinter mir gelassen. Immer seltener wurden die Bildschirme und ich suchte nach etwas Bekanntem. Alles an diesem Ort wirkte kalt und leblos. Grau, soweit das Auge reichte, und auch kein einziges Geschäft in Sicht. Jedes der Gebäude sah aus wie das Danebenstehende. Ich fühlte mich wie in der Bibliothek, mit dem Unterschied, dass die Gebäude nicht Bücher, sondern Menschen beherbergten. Auf einmal konnte ich in meinem Augenwinkel etwas Braunes ausmachen. Die Holztür mit den Mustern war in einem der Gebäude aufgetaucht. Skeptisch näherte ich mich ihr, nicht sicher, ob sie auch wirklich da war oder ob sie mir nur vorgegaukelt wurde. Ich liess meine Fingerspitzen über das Muster gleiten und spürte, wie Erleichterung in mir aufstieg. Dieses Mal liess sie sich mit Leichtigkeit öffnen und ich wurde wieder von grellem Licht geblendet.

Ich hielt das Buch immer noch geöffnet in meinen Händen. Schnell schlug ich es zu und stellte es zurück an seinen ursprünglichen Platz. Doch etwas hatte sich verändert. Die Buchrücken waren nun nicht mehr leer. Auf jedem der Bücher war eine Jahrzahl geprägt, Jahrzahlen der Zukunft. Ohne genau zu wissen, wo sich die Tür befand, machte ich mich auf den Rückweg. Jedes Buch hatte nun einen eigenen Charakter. Sie variierten in der Grösse, in ihrer Dicke und auch das Leder war teils Stoff- oder Papiereinbänden gewichen. Die unterschiedlichen Jahrzahlen waren nun ihre einzige Gemeinsamkeit. Ich gelangte wieder an die Tür, die von der Rückseite wirkte wie jede

gewöhnliche Holztür. Langsam drückte ich die Klinke hinunter, zog sie auf und verliess die Bibliothek mit dem Wissen, dass ich sie niemals wiederfinden würde. Mit einem sanften Klang fiel die Tür, die zeigte, was früher war, in ihr Schloss, um zu verbergen, was einmal werden würde.

Förderpreis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Nina Gsponer, Passarelle Dubs

Dämonen meiner selbst

Unsere inneren Dämonen sind es, die wir zeitlebens zu bekämpfen suchen. Manch einer könnte einwenden, dass es sich auch unter Dämonen ganz gut leben lässt, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat – oder zumindest sobald man die Perspektive gewechselt hat. Spätestens aber, wenn wir zum Sklaven unserer Dämonen werden, schlägt unsere natürliche Autonomie um in die Automatie einer Maschine, bis sich unser Ich plötzlich in einer Isolation wiederfindet, aus der es sich, wenn überhaupt, nur schwer befreien kann. Unser Zwang wird uns zum unentrinnbaren Gefängnis.

Nina Gsponer, die erste Preisträgerin des Schreibwettbewerbs aus der Passarelle Dubs, hat einen Text geschrieben, der uns wahrhaft gefangen nimmt. Dieses Ausweglose, das mentale Gefängnis des erzählenden Ichs, wird uns hier, vor allem zu Beginn, eindringlich geschildert. Diesen Text zu lesen war für mich zeitweise eine Tortur, weil ich es fast nicht ausgehalten habe, weil ich mit der gemarterten Hauptfigur mitgelitten habe, weil ich einen flüchtigen Blick in das Unentrinnbare geworfen habe, der mich kurzzeitig daran zweifeln liess, ob es überhaupt einen Ausweg aus der Fatalität geben kann. Ein Text, der das bewirken kann, gehört zurecht zu den dieses Jahr ausgezeichneten Texten!

Christian Scheuber

Dämonen meiner selbst

Ich spüre wie sich jedes Härchen meines Körpers langsam aufrichtet, als wäre ich ein verängstigter Igel in der Abwehrhaltung – was meine Situation zu meinem eigenen Leidwesen erschreckend gut beschreibt. Meine Akren sind taub vor Kälte und ich fürchte, sie könnten sich jeden Augenblick von meinem Körper trennen und auf dem bemoosten Boden zurückbleiben. Jeden Schritt, jeden Gedanken und jede noch so kleine Regung meines Körpers kann ich nur mit allergrösster Mühe verrichten. Mein eigener Organismus lässt mich im Stich und ich kann nichts dagegen unternehmen. Am allerschlimmsten ist die Tatsache, dass ich eigentlich einen wärmenden Anorak in meinem Rucksack bei mir trage, doch die Dämonen meiner Zwänge verweigern mir den Gebrauch und ich schaffe es nicht, dagegen anzukämpfen. Ich weiss, dass es lächerlich ist, mich deren Willen zu beugen, doch ich bin ihnen machtlos ausgeliefert. Völlig kraftlos richte ich meinen Blick erneut auf den weit entfernten Mondschein am Ende des dichten Waldes. Bei der Entfernung handelt es sich vermutlich lediglich um eine Distanz von fünfhundert Metern, doch in meiner momentanen Verfassung stellen selbst diese wenigen Meter ein gefühltes Erklimmen des Mount Everests dar. Dennoch weiss ich, dass ich es schaffen kann, es sogar schaffen muss, um nicht meinen eigenen Tod hier in diesem düsteren Wald zu besiegen. Unter schmerzerfülltem Stöhnen versuche ich weiter einen Fuss vor den anderen zu setzen und meinem Ziel damit ein kleines bisschen näher zu kommen. Die Dämonen flüstern mir hämisch zu, dass ich noch vor Sonnenaufgang den Wald durchquert haben muss, ansonsten würde ich niemals Erfolg in meinem Leben haben. Es ist absurd, was mein Unterbewusstsein jedoch leider nicht davon abhält, der Drohung Glauben zu schenken. Die Angst der Bewahrheitung meiner Zwangsgedanken veranlasst mich dazu, meine zaghaften Bewegungen fast unmerklich schneller werden zu lassen. Plötzlich höre ich in der Ferne ein leises Rascheln und bleibe stehen, um die Quelle des Geräusches auszumachen. Schon länger habe ich das Gefühl verfolgt zu werden, doch bislang habe ich dies lediglich meiner Vorstellung zugeschrieben, die mir manchmal Streiche spielt. Des Ursprungs bin ich mir unter Anbetracht der Häufung der Geräusche mittlerweile jedoch nicht mehr sicher. Als wenn das nicht schon genug ist, meine ich, in der Ferne im Schutz eines Busches, grell leuchtende Augen erkennen zu können. Zu den Augen gesellt sich das Knacken der Bäume unmittelbar hinter mir. Bei genauerer Beobachtung stelle ich fest, dass die Bäume schiefer werden und drohen umzufallen. Unwissend, welches Hirngespinnst mich am meisten verängstigt, versuche ich alle Erscheinungen auszublenden, in der Hoffnung, dass sie nicht real sein mögen. Wie üblich funktioniert dies nicht und ich werde zunehmend unsicherer, ob sie vielleicht doch wahrhaftig existent sein könnten. Meine Bewegungen gewinnen erneut an Geschwindigkeit aufgrund der immer stärker werdenden Angst, wobei ich unachtsam werde. Ich schneide mich an einer mir unbekanntem Pflanze mit riesigen Dornen, herausragend wie die scharfen Fangzähne einer wilden Hyäne. Das Blut fliesst langsam an meinem rechten Bein zu Boden und hinterlässt eine kaum wahrnehmbare Wärme auf seinem Weg nach unten. Jede noch so kleine Richtungsänderung des Blutes nehme ich durch seine Wärme wahr und langsam ergreift die Hypochondrie von mir Besitz. Ich bin in ihren festen Fängen gefangen und sie redet mir ein, wie giftig diese Pflanze mit höchster Wahrscheinlichkeit ist. Selbst wenn die Pflanze an sich nicht giftig wäre, habe ich hier keine Möglichkeit zur Wundversorgung und die Wunde könnte sich entzünden, bis ich meinen langen Weg bis zum nächsten Dorf bestritten habe. Noch

immer steckt der riesige Stachel in meiner Haut und ich traue mich nicht ihn herauszuziehen aus Angst vor noch grösseren Schmerzen. Doch übermannt mich meine Angst vor dem Fremdkörper in meiner unteren Extremität unmittelbar danach und ich reisse den Stachel mit einem schnellen Ruck aus meinem Fleisch. Nun tritt das Blut immer stärker aus der Schnittstelle. Beim Anblick des Blutes, welches mittlerweile bachartig aus meinem Bein strömt, merke ich, wie sich mein Atem stetig verschnellert. Als stünde jemand mit seinem gesamten Körpergewicht auf meiner Brust, schnürt sich mir die Kehle zu und ich ringe panisch nach Luft. Hinzu kommt das extreme Stechen in meiner Herzgegend, was sich rasch in meinen linken Arm ausbreitet und auf einen Herzinfarkt hindeutet. Ich bin allein im Wald und wenn ich jetzt hier sterbe, wird mich niemand finden. Ganz einsam werde ich hier verenden, ohne mich verabschiedet zu haben. Zu allem Überfluss setzt nun dieses betäubende Kribbeln in all meinen Extremitäten ein, was sie verkrampfen lässt. So liege ich also hier: Völlig unterkühlt, verwundet, weinend und keuchend in der Stellung eines auf dem Rücken liegenden Hundes, der darum bittet, an seinem Bauch gekraut zu werden. Betteln trifft es gut, da ich momentan auch alles dafür machen würde, damit das alles aufhört. Solch einen erbärmlichen Tod will ich nicht sterben. Wie gewohnt eilt nun endlich mein innerer Rettungstrupp zur Hilfe heran und der Marionettenspieler übernimmt die Führung. Dieser übernimmt die Befehlsgewalt meines Körpers immer dann, wenn ich der Situation nicht mehr gewachsen bin. Er fährt die übertriebene Angstreaktion herunter und pendelt meine Atmung langsam wieder ein. Kurz darf ich so verweilen und mich von der enormen Anspannung erholen. Diese Pause hält jedoch nicht lange an und schon mischen sich die anderen beiden des Hilfstrupps ein. Die ewigen Streithähne Romantiker und Klassiker, benannt nach den literarischen Epochen der deutschen Literatur, wollen ebenfalls ihren Teil zu der Gesamtsituation beitragen. Ersterer versucht mir klar zu machen, dass es in Ordnung ist, sich schlecht zu fühlen. Er sagt, dass das Leben nicht immer nur aus Höhen bestehen kann, sondern manchmal auch von scheinbar unendlichen Tiefen geprägt ist und erst die Schattenseiten unser Leben lebenswert machen, da wir so die schönen Momente überhaupt zu schätzen wissen. Eigentlich sind solche Fluten von negativen Gefühlen doch etwas Wunderschönes. Ich soll mich von meinen Gefühlen leiten lassen und unserer Mission weiter nachgehen, damit wir noch vor Sonnenaufgang den Waldrand erreichen. Währenddessen versucht der Klassiker uns davon zu überzeugen, dass keine reale Gefahr besteht, wir nicht jedes Mal beim Anflug der kleinsten Hirnrissigkeit der Dämonen in völlige Panik verfallen sollen und endlich Gebrauch unseres Verstandes sowie der Vernunft machen sollen. Es handle sich bei der Angst um eine reine Fehlinterpretation der Situation unseres Gehirnes, welches infolgedessen überflüssige körperliche Reaktionen auslöst. Wie so oft führt auch diese Meinungsverschiedenheit zwischen den Antagonisten zu einem heftigen Streit, der zunehmend lauter ausgetragen wird. Mit allergrösster Mühe versucht der Marionettenspieler abermals zu schlichten, doch dies gelingt ihm nicht. Die Stimmen drehen sich immer schneller und lauter in meinem Kopf und ich kann die Gedanken nicht mehr kontrollieren, geschweige denn abschalten. Meine Hände vor den Kopf schlagend winde ich mich auf dem schmutzigen Untergrund. Das einnehmende Gefühl der drohenden Ohnmacht überwältigt mich beinahe. Die Gedanken drehen sich in meinem Kopf, als würde dort ein Tornado mit all seiner Gewalt wüten. Jeder versucht den anderen zu übertönen und seine Meinung durch zu stieren, als handle es sich bei ihnen um den aktuellen, amerikanischen Präsidenten und den Anwärter für die neue Amtszeit während des TV-Duells, mit dem

verheerenden Unterschied, dass ich keinen Stopp- oder Ausschaltknopf zur Verfügung habe. Die Gedanken drehen sich, als würden sie auf einem immer schneller werdenden Karussell mit extrem lauter, aufdringlicher Musik sitzen. Ich will das es aufhört. Jemand muss mich retten. Allein werde ich nicht mehr Herr meiner Gedanken. Die Stimmen sind unerträglich. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Hört doch endlich auf! Lasst mich in Ruhe! Mit einem markerschütternden «Stopp» unterbindet der Marionettenspieler, der als Moderator des TV-Duells fungiert, unerwartet doch noch den Disput und die beiden werden ruhig, als er sie aus dem Vordergrund verbannt. Damit hat er schliesslich die alleinige Macht über meinen Körper sowie meinen Verstand erlangt und selbst ich bin lediglich ein stiller Beobachter der Situation, der sich von ihm leiten lässt. Wie so oft bei der Dissoziation setzen damit die Depersonalisation sowie die Derealisation ein. Erstgenannte lässt mich von aussen auf meinen Körper herabblicken und hinzukommt, dass der Marionettenspieler als Teil der Depersonalisation beschlossen hat, meine Gefühle in seiner Schatzkiste zu verschliessen und so für mich unzugänglich zu machen, was zu der altbekannten, emotionalen Leere führt. Die Derealisation hüllt meine Umwelt in Watte, was sie zu einem weit entfernten Schauspiel auf einer Bühne werden lässt, bei welchem ich ausschliesslich Zuschauer bin. Dieser Schutzmechanismus ermöglicht es mir aber immerhin, meinen weiteren Weg zu bestreiten. Zaghaft setze ich einen Fuss vor den anderen und werde immer sicherer in meinem Vorgehen. Mein weiterer Weg gleicht gefühlt einer Wanderung über einen ausserordentlich schmalen Grat. Dieser Grat trennt mich von den beiden extremen Gefühlswelten der überschwänglichen Glücklichkeit, einhergehend mit einem ausgeprägten Tatendrang auf der einen Seite sowie seinem Pendant der tiefen Niedergeschlagenheit, Lustlosigkeit und der unendlichen Hoffnungslosigkeit. Auf meiner Wanderung umgibt mich unentwegt der dichte Nebelschleier der Depression. Hinzu kommt, dass einzig der Marionettenspieler mich auf dem Grat sichert und mich darüberführt. Sobald er weg ist, kann ich nur noch mit der allergrössten Mühe auf dem neutralen Grat bleiben und falle kurze Zeit später in eine der beiden Gefühlswelten. Auch wenn ich mich nur beschwerlich von einem Tag zum Nächsten hangle, sieht kaum jemand in meinem Alltag, wie sehr ich leide. Habe ich einen schlechten Tag, stehe völlig neben mir und kann mich weder konzentrieren noch zu den allereinfachsten Dingen auffaffen, so werde ich sofort als faul abgestempelt oder muss mir beleidigende Kommentare anhören. Auch wenn niemand weiss, was in seinen Mitmenschen vorgeht, nehmen sich einige das Recht heraus, vorschnell Urteile zu fällen und diese der Umwelt unmissverständlich mitzuteilen. Kaum jemand macht sich die Mühe, andere wirklich zu verstehen und den Ursprung deren Missverhaltens zu ermitteln. Wenn aber die falschen Personen von den eigenen Problemen erfahren, wird man ebenfalls verurteilt und teilweise nicht mehr als handlungsfähige Person wahrgenommen, obwohl das Gegenüber vor wenigen Minuten absolut nichts von all den Problemen geahnt hätte und sogar von unserer Arbeit oder unserem Rat abhängig war. Des Weiteren sind sich viele Menschen gar nicht bewusst, dass psychische Erkrankungen jeden von uns treffen können. Häufig erfahren wir nichts von den Erkrankungen anderer, was eine theatralische Meisterleistung der Vertuschung seitens der Betroffenen darstellt. Vielleicht ist unser Vertrauensarzt betroffen, unser Kundenberater bei der Bank, unser Anwalt, unser Vorgesetzter, unsere freundliche Nachbarin oder unsere Eltern und niemand weiss davon. Auch wenn schon viele Fortschritte erzielt wurden, bedarf es noch vieler Aufklärungsarbeit, um die Gesellschaft auf die Problematik zu sensibilisieren. Hinter physischen Erkrankungen wird die Ursache

beispielsweise auch noch viel zu selten in der Psychologie gesucht, obwohl psychosomatische Erkrankungen einen grossen Teil ausmachen. Trotz all der Hindernisse lasse ich mich nicht beirren, konzentriere mich auf meinen Weg und habe dabei stets den hellen Mondschein am Ende des dichten Waldes im Visier.